

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 200 Winter 2021

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



BREMSEN



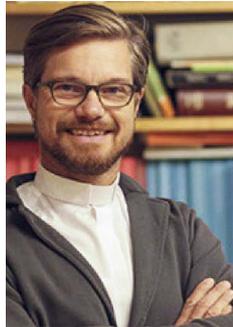


Andreas Heller, Ohne Titel, 2021. Foto: Lena Prehal

Erbstück

Verschiedene Zaunelemente, die in ihrer Formensprache prototypisch für ihre Entstehungszeit stehen, hat Andreas Heller für seine Ausstellung „Surround“ in der QL-Galerie künstlerisch weiterbearbeitet. Ein mit Signalfarbe verfremdetes, gründerzeitliches Schmiedeeisenelement hat er wie ein Erbstück aus einer anderen Zeit mit einer Handschelle am umlaufenden Gitter der Galerie im Foyer des Studierendenhauses befestigt. Ein Gestus, der an Filmszenen erinnert, in denen ein Agent seinen Aktenkoffer untrennbar an sein Handgelenk fesselt. Im Studierendenhaus in der Leechgasse ist es eine Einladung zur Auseinandersetzung mit der Geschichte des Hauses, das architektonisch immer wieder verändert wurde. Von der großbürgerlichen, historischen Villa hat man nicht nur den architektonischen Dekor, sondern auch die Zaun- und Gitterelemente des Vorgartens und Balkons entfernt. Die Villa wurde als Haus der Caritas von den Nazis konfisziert, bevor sie nach dem Zweiten Weltkrieg wieder an die Caritas restituiert und von der Diözese Graz-Seckau als Studierendenhaus für die Katholische Hochschulgemeinde gewidmet wurde.

Editorial



Es ist schon ein ganzes Jahrzehnt her, aber in meiner Erinnerung abrufbar als hätte es sich erst vor ein paar Tagen ereignet: In einer hängenden Kurve auf der Südautobahn auf der Fahrt von Graz nach Wien der Tritt aufs Bremspedal und schlagartig das Bewusstsein, dass ich die Kontrolle über mein Fahrzeug verloren hatte. Die Fahrbahn war an dieser Stelle spiegelglatt, wie sich später herausstellte. Das Auto begann sich um die eigene Achse zu drehen, und ich wurde zum hilflos ausgelieferten Beobachter meiner selbst. Bruchteile von Sekunden begannen sich als Ewigkeit zu dehnen.

Das Auto pendelte zwischen den Leitplanken hin und her und kam schließlich auf der linken Fahrbahnseite mit einem Totalschaden entgegen der Fahrtrichtung zum Stehen. Ich selbst konnte geschockt aber vollkommen unversehrt und sehr dankbar aus dem Wagen aussteigen.

Bremsen kann ein schwieriges und manchmal auch unkontrollierbares Manöver sein. Als das Redaktionsteam sich im Rückblick auf mehrere pandemiebedingte Lockdowns im Sommer dieses Jahres für den Titel dieses Heftes entschied, geschah dies wohl eher im Blick auf Entschleunigung als Mehrwert und Lehre aus einer Krise, die angesichts der Impfmöglichkeit bereits bewältigbar erschien. Doch die weiteren Entwicklungen verliefen anders als man es geplant, erhofft und wohl auch ersehnt hatte. Gerade wurde von der österreichischen Bundesregierung ein weiteres Mal die Notbremse des Lockdowns gezogen. Konträre Positionen zur Covid-19-Impfung, zu Corona-Vorsichtsmaßnahmen und einer möglichen Impfpflicht sind weit auseinandergedriftet. Die Gräben verlaufen quer durch Familien, Kolleg*innen- und Freundeskreise. Öffentliche Eskalationen häufen und entladen sich in gegenseitigen Schuldzuweisungen. Auch hier wären Notbremsen zu ziehen. Gegenseitiger Respekt trotz konträrer Positionen, die sich auf der argumentativen Ebene anscheinend nicht mehr begegnen können, ist mühsam und je neu einzuüben. Es wäre zumindest schon ein Anfang, auch Ängste wahrzunehmen oder sogar produktiv zuzulassen um nicht einfach in die „Falle der Angst“ zu tappen, wie in der Nachschrift des Gesprächs zwischen Bischof Hermann Glettler und Ex-Vizekanzler Josef Riegler zu unserem Jahresthema HALT in diesem Heft nachzulesen ist.

Als „rasenden Stillstand“ hat der französische Medien-Philosoph Paul Virilio die stete Beschleunigung unserer Gesellschaft bezeichnet, die in der digitalisierten Welt darin gipfelt, dass jeder Punkt dieser Welt in Sekundenschnelle vom Platz vor dem Bildschirm aus erreichbar geworden ist. Die scheinbar unbremzbaren Eskalationsprozesse unserer Tage haben wohl auch damit zu tun.

Die liturgischen Texte der Adventzeit aus den biblischen Prophetenbüchern haben nichts Gemütlich-Beschauliches. Sie sind visionär, aufwühlend und voll zukunfts-schwangerer Verheißung. Gerade weil uns zur Zeit eine einigermaßen gelingende Fahrt auf Sicht schon als Gewinn erscheint, könnten sie helfen, den Horizont zu weiten. Wenn der Künstler Andreas Heller in einer seiner Arbeiten ein geschlossenes Tor zu einer Linienperspektive mit einem fern liegenden Fluchtpunkt verfremdet, so könnte das als sprechendes Bild dafür dienen. Weitere Zaunelemente, die er durch seine Bearbeitung in ein künstlerisches Eigenleben entlässt, begleiten assoziationsreich die Texte der 200. Ausgabe unserer Zeitschrift *Denken+Glauben*. In diesem Sinn wünsche ich eine anregende Lektüre und einen guten Advent mit wohltemperierten Bremsvorgängen in herausfordernden Zeiten!

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

BREMSEN

Gegenseitigkeiten

Österreich, eine Bananenrepublik.

Von Kurt Remele (2)

Von Agnes Hobiger (3)

In das Herz, in die Ruhe,
zum Brunnen hin (4)

Ein Zwiegespräch von Hermann Glettler
und Josef Riegler im Quartier Leech

Die Mischung macht es aus (8)

Von Michael Sauer

Not Just a Fancy Object (11)

Alois Kölbl im Gespräch
mit dem Künstler Andreas Heller

Selten tragen Orcas Pelz (14)

Von Maria Leitgab

Charmante Hindernisse,
die einbremsen – und beleben (16)

Von Florian Traussnig

Die paradoxe Kunst, zu bremsen (19)

Von Julia Steiner

Mein Kind, die Bremse (22)

Von Jennifer Brunner

Fortschrittlich entschleunigt (24)

Von Judith Steiner

Einwürfe (26)

Von Florian Supé

Owa vom Gas! (27)

Von Harald Koberg

khg community (28)

Gegenseitigkeiten

Österreich, eine Bananenrepublik.
Korruptiert Machtgewinn automatisch?
Von Kurt Remele

Es wird oft gesagt, ein Politiker müsse kein Heiliger sein. Stimmt irgendwie. Stimmt aber nicht ganz. Denn einerseits erwartet ohnehin kaum jemand, dass Politiker*innen von jedem Makel frei sind. Vielen würde es genügen, wenn sie weniger selbstbezogen wären und im Umgang mit politischen Gegnern, aber auch „Parteifreunden“ ein zivilisierteres Verhalten an den Tag legten. Andererseits sind Heilige häufig gar nicht so vollkommen wie viele annehmen. Auch Heilige unterlagen immer wieder der sowohl in politischen als auch in kirchlichen Kontexten gegebenen Faszination des Autoritären.

Als Theologe erlaube ich mir, mit kirchlich anerkannten Heiligen zu beginnen. Ganz ohne Desillusionierung geht das nicht, vor allem, wenn man sich mit dem heiligen Josemaría Escrivá de Balaguer auseinandersetzt. Er war der Gründer des rechtskonservativen „Opus Dei“. Gegen heftigen innerkirchlichen Widerstand wurde er von Papst Johannes Paul II. im Jahre 2002 „subito“ heiliggesprochen. Im Gegensatz zu Donald Trump brüstete sich Escrivá de Balaguer zwar nicht, Frauen ans Geschlecht gegriffen zu haben. Eine enge Mitarbeiterin des späteren Heiligen berichtete jedoch, dass er sie öfter mit den Worten „Hure“ oder „Sau“ beschimpft hatte. Wesentlich respektvoller und nachsichtiger behandelte Escrivá de Balaguer die Generäle Franco und Pinochet. Einrichtung und Speisen in seinem römischen Domizil waren vom Feinsten, das Besteck aus Silber, das Tafelgeschirr vergoldet: eine unverhohlene Demonstration seiner kirchlichen Macht.

Bekannter und verehrter als der spanische Gründer des Opus Dei ist der italienische Kapuziner Pater Pio von Pietrelcina. Seine Beliebtheit im katholischen Gottesvolk Italiens übertrifft jene von Franz von Assisi und – man höre und staune – Jesus Christus. Nach seinen eigenen Angaben sind die Stigmata, die Wundmale Christi, im Alter von 31 Jahren bei ihm aufgetreten. Die Forschungen des Historikers Sergio Luzzatto legen nahe, dass der Kapuziner die Strahlkraft seiner Wundmale durch Chemikalien, die er über die Cousine eines Apothekers bezog, zumindest optimierte. Zudem gab es heimliche Tonbandaufnahmen, die intime Beziehungen des Paters zu Frauen dokumentierten. Das alles hielt Papst Johannes Paul II. nicht davon ab, den umstrittenen Gottesmann, der wegen seiner Wundmale auch als „anderer Christus“ (lateinisch: „alter Christus“) bezeichnet wurde, heilig zu sprechen. Im Gegensatz dazu war Papst Johannes XXIII. außergewöhnlich skeptisch gegenüber dem Mönch.

Aus persönlichen Notizen Papst Johannes‘ geht hervor, dass er überzeugt war, der Kapuziner habe „intime und unanständige Beziehungen mit den Frauen aus seiner undurchdringlichen Prätorianergarde rund um seine Person“ gehabt.

Prätorianergarde: Der Begriff kommt uns bekannt vor. Seit ein enger Mitarbeiter des Ex-Kanzlers Sebastian Kurz sich selbst als „Prätorianer“ bezeichnete, ist die militärische Elitetruppe, die den römischen Kaiser und seine Familie schützte, auch in Österreich keine Unbekannte mehr. Der „alter Christus“ Pater Pio war ebenso von einer ihm gefügigen Truppe von Frauen und Männern umgeben wie es die (ehemalige?) politische Messiasgestalt Sebastian Kurz bis heute ist. Problematische politische Machterweiterung und Autoritarismus setzen kritiklose Anbetungsvereine voraus.

Korruptiert Machtgewinn automatisch? Vom britischen Politiker John Dalberg, auch Lord Acton genannt, stammt der berühmte, vieldiskutierte Satz: „Power tends to corrupt and absolute power corrupts absolutely.“ Wer Lord Actons Feststellung aufmerksam liest, wird sehen, dass zumindest der erste Teil seiner Aussage keinen Automatismus impliziert: „Macht *neigt dazu*, zu korumpieren.“ Aber sie muss es offenbar nicht. Der Ausgang hängt nicht bloß vom Umstand des Machtbesitzes ab, sondern auch von der Art der Macht und vom Charakter der oder des Mächtigen.

Kurt Remele, geb. 1956 in Bruck/Mur, studierte Theologie und Anglistik/Amerikanistik in Graz und Bochum. Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Ruhr-Universität Bochum, pädagogischer Mitarbeiter am Sozialinstitut Kommande in Dortmund, von 2001 bis 2021 ao. Univ.-Prof. für Ethik und Christliche Gesellschaftslehre an der Uni Graz. Mehrere Gastprofessuren in den USA und in England.



Foto: Stöckl

Gegenseitigkeiten

Österreich, eine Bananenrepublik.
Korruptiert Machtgewinn automatisch?

Von Agnes Hobiger

Ursprünglich aus dem Englischen stammend, bezeichnete der Terminus Bananenrepublik eigentlich kleine Staaten in Mittelamerika, die Bananenexport betrieben und dabei auf fremdes Kapital angewiesen waren. Heute sind damit umgangssprachlich Staaten gemeint, in denen Bestechlichkeit und Korruption vorherrschen, in denen das Rechtssystem nicht funktioniert und die staatlichen Strukturen von Ineffizienz geprägt sind. Wie zum Beispiel Österreich?

Im Herbst dieses Jahres häuften sich die aufgedeckten Korruptionsfälle. Es war innenpolitisch hochspannend. Zeitunglesen wurde wieder einmal zur Krimi-Lektüre wie schon zu Zeiten der Ibiza-Affäre. Würde der Bundeskanzler zurücktreten? Oder, der Falschaussage verurteilt, seine Position behalten? Wer würde ihm folgen? Welche Verbindungen hat der Boulevard zur Bundesregierung? Oder zu einzelnen Parteien? Was tut der Koalitionspartner? Und wo ist eigentlich die SPÖ in diesem ganzen Wirrwarr? Spannend war das. So spannend, dass wir die aufziehende vierte Corona-Welle kollektiv übersehen. Wie angenehm war es doch, sich wieder mit politischen Querelen und nicht mit dieser lästigen Dauerpandemie zu beschäftigen. Heute wissen wir, dass man sich vielleicht doch früher mit letzterer auseinandersetzen hätte sollen. Doch das ist nicht unser Thema. Warum stellen wir uns gerade jetzt die Frage nach der Bananenrepublik? Jede zweite Zeitung titelte es verzweifelt in diesem Herbst, vollkommen überrascht von den politischen Vorgängen in Österreich.

Doch ist die Aufdeckung eines Skandals wirklich das Problem? Ich denke, dass es ein gutes Zeichen ist, dass Fälle von Korruption aufgedeckt werden. Man stelle sich vor, das Komplott zwischen Boulevard und ÖVP-Führung wäre nicht aufgedeckt worden. Kurz wäre noch Bundeskanzler und alles in schönster Ordnung, da ein (fiktiver) schwarzer Justizminister die Staatsanwaltschaft viel früher an die Leine genommen hätte. Wäre das nicht tragisch? Und Österreich viel eher eine Bananenrepublik? Wenn Korruptionsfälle aufgedeckt werden, spricht das für ein funktionierendes Justiz- und Pressewesen.

Noch besser wäre eine Welt, in der es keine Korruptionsfälle aufzudecken gibt, aber nur über das Aufdecken bestehender Missstände erreicht man diesen Zustand oder rückt ihm zumindest

näher. Ich glaube eigentlich nicht, dass frühere österreichische Regierungen weniger korrupt waren. Ich denke, dass man sie nicht dabei ertappt hat. Also manche. Insofern ist Österreich momentan nicht mehr Bananenrepublik als vor zwanzig Jahren. Und befindet sich vielleicht gerade im Umwandlungsprozess in ein transparenteres System. Dazu tragen die Grünen in der Regierung und die Neos in der Opposition bei, die Transparenz schon seit langem fordern. Dazu trägt auch bei, dass es nicht mehr nur zwei große Machtblöcke gibt, die das Land unter sich aufteilen, sondern unterschiedlichere Interessen, die im Parlament vertreten sind.

Ich würde mir wünschen, dass diese Deutung zutrifft, und dass es noch öfter rappelt im Karton und noch viele Skandale ans Licht kommen. Denn wenn alles ganz ruhig bleibt, spricht das nicht für die Abwesenheit von Skandalen, sondern nur dafür, dass man sich schon viel zu sehr an sie gewöhnt hat.



Agnes Hobiger, geb. 1993 in Graz. Sie studiert an der Karl-Franzens-Universität Chemie und Deutsch auf Lehramt. Von 2015–2018 Vorsitzende der Katholischen Hochschuljugend Österreichs. *Denken+Glauben*-Redaktionsmitglied.

Foto: privat

In das Herz, in die Ruhe, zum Brunnen hin

Nachlese zum denkwürdigen Zwiegespräch von
Hermann Glettler und **Josef Riegler** im Quartier Leech

Analytisch, heilsam und tiefgründig – das war das von Claudia Gigler (Kleine Zeitung) umsichtig moderierte Gespräch des Innsbrucker Bischofs Hermann Glettler mit dem ökosozialen Vordenker und Vizekanzler a.D. Josef Riegler zu unserem Jahresthema HALT im Quartier Leech. Johannes Mindler-Steiner und Florian Traussnig haben zusammengefasst, wie diese beiden visionären Köpfe auf digital befeuerte Ängste in unserer Gesellschaft oder die ökosoziale Politik blicken und wie sie tagtäglich spirituelle „Bremsen“ betätigen, um produktiv aus dem tiefen Brunnen des Glaubens schöpfen zu können.



Der Innsbrucker Bischof Hermann Glettler



Ex-Vizekanzler Josef Riegler. Fotos: Pinaeva

Was macht die „Herrschaft der Zahlen“ mit uns?

Die von der Moderatorin als Erstes angesprochene, nahezu alles umfassende Digitalisierung definiert Bischof Glettler als „fokussierenden Begriff für den technischen Zugriff des Menschen“ und die „radikale Durchökonomisierung unseres Lebens, unserer Gefühle, Gesten, spontanen Äußerungen.“ Damit verbunden sind für ihn eine „Formatierung des Menschen hin auf ein immer unzufriedeneres Konsumwesen“ und die völlige Absorption unserer Aufmerksamkeit sowie die Bildung von Blasen und Echokammern – was sich, so Glettler, real auch in der bischöflichen Sprechstunde in Innsbruck bemerkbar machte, wo er etwa binnen einer Woche mit

„drei gescheitene“ Leuten keinerlei inhaltlichen sowie epistemologischen „common ground“ bezüglich der Coronapandemie finden konnte – die von ganz anderen Algorithmen getriebenen Handys der Gesprächspartner spuckten ganz andere Suchergebnisse und Inhalte aus als jenes des Bischofs! Doch Klagen allein ist für Glettler zu wenig: Trotz aller Desinformation und Verunsicherung, die im anarchisch flirrenden World Wide Web zu beobachten sind, gilt es, um das „Heilige zu kämpfen“.

Josef Riegler strich heraus, dass wie bei allen wissenschaftlich-technischen Errungenschaften auch bei der Digitalisierung Fluch und Segen nahe beieinanderliegen: Bei „der Bewältigung der Corona-Herausforderung“, so der ehemalige Politiker, habe man „bemerkt, was es

bedeutet, wenn [...] alles Wissen der Welt in Echtzeit auf einen Punkt gebracht werden kann. [...] Die weltweite Kommunikation ist wahrscheinlich auch eine Chance“ für die „Schicksalsgemeinschaft Menschheit“, ergänzte er, obwohl sich gewaltige Abgründe auftun würden. Die digital bedingten Umwälzungen in der Wirtschaft, am Arbeitsmarkt, in der Wissenschaft, im Informationsbereich oder der Kunst seien enorm. Riegler merkte mit Verweis auf UNO-Generalsekretär António Guterres an, „dass wir zwar den Wissenschaftstest bestanden haben, aber in Ethik durchgefallen sind.“ Während der menschliche Intellekt Unfassbares geschafft habe, „waren wir in anderen Phasen der Entwicklung schon weiter“, so Riegler: „in der Mitmenschlichkeit, im Umgang miteinander, im Verantwortungsgefühl.“ „Enkerltauglichkeit“, so der sechsfache, die dramatischen Signale der Zeit ernst nehmende Großvater, sollte das Ziel sein. Riegler stellte die „Frage der Ethik“: Nutzen wir Technologie zum Wohle oder zur totalen Überwachung des Menschen, wie sie sich in China andeutet und ziehen wir letzteren digital aus, stellen ihn bloß?

Es bewegt sich doch was (und das nicht nur „Fridays“)

Riegler fuhr mit Blick auf die Ökosoziale Marktwirtschaft fort: „Beharrlicher Einsatz“ lohne sich am Ende, auch wenn mit der jüngsten Steuerreform in Österreich erst „nach dreißig oder mehr Jahren ein erster kleiner Schritt“ gelungen sei. Nur durch eine Zusammenarbeit „zwischen Türkis und Grün“ sei das gelungen und er sei Vizekanzler Werner Kogler und der grünen Bewegung für vieles dankbar. Bei aller globalen Bedrohung müsse man festhalten: Es gibt „UNO-Beschlüsse für nachhaltige Entwicklungsziele, wir haben einen Klimavertrag in Paris geschafft, wo mehr als 190 Staaten gesagt haben: ja, sie tun mit.“ Zurückkommend auf positive Seiten der sekundenschnellen Vernetzung von Menschen sieht Riegler in Greta Thunberg „ein Geschenk des Himmels“, oder gar einen „Bote[n] des Heiligen Geistes, der in dieser unscheinbaren jungen Person geschickt wurde“. Die um jedes Zehntelgrad weniger an Erderwärmung kämpfende Gefühlsbewegung *Fridays for Future* sei eine Riesenchance, „getragen von den jüngsten Menschen, [...] denn es geht ja um ihre Zukunft.“

Angesprochen auf die Frage, ob „alte Werte“ abhandengekommen sind – die Ereignisse rund um den zurückgetretenen Bundeskanzler standen als *digitaler Elefant* im Raum – und ob eine neue Moral sich mehr aus Gefühl oder Verstand speisen sollte, sprach sich Bischof Hermann für die Balance von Hirn, Herz und Hand aus. Glettler wäre nicht Glettler, hätte er nicht seine Diagnose einer kollektiven Ermüdung durch Überemotionalisierung an einen klaren Appell gekoppelt: Für ihn braucht es „menschliche und spirituelle Unterbrechungen“, ein

Zur-Mitte-kommen und ein „Lernen, mit dem Herzen nachzudenken“. Paradoxiebejahend legte er nach: „Es gibt ja auch eine Vernunft des Herzens.“ Dialektisch suchend skizzierte Glettler die digitale Sphäre schließlich als Möglichkeitsraum und Empörungsschleuder gleichermaßen. Letzterer soll mit einem betrachtenden Lebensstil – einer Art *kollektives Sich-einbremsen* – begegnet werden. Auf die Ausbeutungsmechanismen des westlichen Lebensstils blickend meinte er: „Vielleicht haben wir in der Coronazeit gelernt: weniger macht auch mal lustig!“ Emotionen sind für ihn „Geschmacksverstärker für unser Leben. Aber wenn wir sie überreizen, sind das ganzheitliche System Mensch und das Beziehungsnetzwerk überhitzt.“ Wir alle müssten etwas „runterkommen“, so Glettler.

Zum tiefen Brunnen, zur Quelle hin

Daran anschließend berichtete Riegler über das – durch seine Frau angeregte – tiefe, „nicht nur theoretische“ Eintauchen in die Mystik. Angelehnt an Karl Rahner sagte er, dass nicht nur „der Christ der Zukunft“, sondern der „Mensch der Zukunft Mystiker sein muss“, wenn er überleben will. „Wir müssen den Weg zurück finden, in das Herz in die Ruhe, in die Besinnung.“ Meditation, Exerzitien und Eucharistie – das alles „verändert von innen her“, so Riegler. Sein „kleines Damaskuserlebnis“ sei ein Satz im Buch *Das denkende Herz*, die Tagebücher der Etty Hillesum, gewesen. Letztere war eine niederländische Jüdin, die zwischen 1941 und 1943 im Wissen, dass sie umgebracht werden wird, ein Werk geschrieben hat: „In mir gibt es einen ganz tiefen Brunnen und darin ist Gott. Manchmal ist Gott für mich erreichbar, aber oft liegen Steine und Geröll auf dem Brunnen und dann ist Gott begraben. Dann muss er wieder ausgegraben werden.“ Für Riegler ist dieses Bild die „Schilderung des elementarsten Geschehens in einem Menschen“. Wir hätten eine „göttliche Quelle in uns“, die meist „zugedeckt mit all unseren Wünschen und Begierden und Geschäftigkeiten und Belustigungen“ sei. Daher gelte es, wieder mehr „in die Tiefe zu gehen.“ Eine solche konfessionsübergreifende „Form der Religiosität“ sei „wahrscheinlich der Rettungsanker für den Fortbestand der Spezies Mensch.“

Glettler, der ebenfalls von Hillesums „unglaublichem“ Mut beeindruckt ist, arbeitete noch deren Überzeugung, dass auch inmitten des (nationalsozialistischen) Bösen, der Lüge und Wüste, „jeder von uns gefordert ist, noch etwas zum Blühen zu bringen“, heraus. So etwas könne nur sagen, wer „aus einer anderen Quelle lebt“, wer *Anderes erfahren* hat. Erfahrung – ob sie nun beim (vom Bischof liebevoll-augenzwinkernd geschilderten) Pensionisten-ausflug oder bei tiefer Mystik gemacht wird – gebe es nur durch Begegnung: „In all dem, das uns umtreibt, was uns nervös macht, in all dem, das uns beschleunigt, müssen wir Begegnung suchen.“ Diese sei „ein Stopp, eine

Unterbrechung.“ Kinder etwa seien „liebenswürdige Störfaktoren“, ebenso wie alte Menschen. Der Bischof zitierte eine „WG-Kollegin“, die mit Demenzkranken arbeitet: Diese Menschen würden spüren, „ob sie innerlich eine Verbindung zu ihnen aufbaut oder ob sie schaut, dass sie schnell wieder draußen ist.“ In solchen – auch biblisch an hinkenden, unsicheren, mit Gott ringenden Menschen festmachbaren – Erfahrungen sieht Glettler einen Schlüssel für ein sinnerfülltes Leben.

Gemeinsam „gut Angst haben“

Gefragt, wie man mit den krisenbedingten und oft an Verschwörungsdenken und Abschottungstendenzen gekoppelten Angstgefühlen umgehen soll, erkannte Glettler in diesen Ängsten auch „unglaubliche Motoren und Triebkräfte“. Angst kann „man niemanden ausreden, auch einem selbst nicht – je mehr man das versucht, umso mehr tappt man in die Falle der Angst.“ Zugeben und Aussprechen – das, so der Hirte, ist der Königsweg zur Bewältigung. Ängste können durchaus produktiv wirken. Die Angst etwa, „unseren Planeten in die finale Erschöpfung zu treiben“ – die „braucht es. Aber sie soll uns nicht lähmen!“ Relativierende Erfahrungen seien hilfreich: Im Priesterseminar hatte er, so Glettler, fürchterliche Angst davor gehabt, vor anderen zu singen. Doch in der Pfarre drehte er später diesen Gefühlsspieß um: „Jetzt tu ich einmal so, als ob ich nicht Angst hätte. Und es hat funktioniert!“ Nur einzureden: „Hab keine Angst!“, so der Bischof, sei zu wenig. Die Angst der oder des Anderen zu teilen – das helfe: „Warum nicht manchmal *gut* Angst haben?“

Riegler ging sehr persönlich auf das Thema Angst sein. Seine Kinder und Enkelkinder wüssten, dass sie sich auf Familie und Freunde verlassen können und er hob „menschliche Nähe“ und „das Netz von Freundschaften“ hervor: „Einfach zu wissen, ich bin nicht allein“ – das gebe Halt. Kontemplation und Mystik hätten ihn so verändert, dass er sagen kann: „Ich kenne Angst nicht. Weder vor Krankheit, vor Tod, vor allem was passieren kann.“ Er fühle sich „von einer inneren Quelle“ getragen, „von guten Mächten“ im Bonhoeffer'schen Sinne. „Wenn wir [...] diese Wurzel erreichen können“, so der ehemalige Vizekanzler, „dann ist das ein Weg, um auch Angst nehmen zu können.“

Wissen alleine reicht nicht

Zurückkommend auf die anfangs angesprochenen wirtschaftlichen Fehlentwicklungen meinte Riegler mit Verweis auf die berühmte, mittlerweile 50 Jahre alte (!) Warnung des *Club of Rome*, dass Wachstum bei steigendem Ressourcenverbrauch und steigender Umweltbelastung nicht zukunftsfähig sei. Es brauche jetzt andere Formen

des Wirtschaftens und des Umgangs mit Ressourcen. Die zyklische Kondratjew-Wellentheorie analytisch zitierend, verwies er darauf, dass die Informationstechnologie als fünfte Welle auf die vierte der Petrochemie und Automobilisierung gefolgt und die sechste Welle nunmehr der Bereich der der physischen und psychischen Gesundheit sei – dies würde sich auch wirtschaftlich niederschlagen, etwa weil es zunehmend ältere und zu pflegende Menschen geben werde und wir „andere Wege finden müssen, wie wir ein Pflege-, Gesundheits- und unser Sozialsystem insgesamt künftig auch finanziell tragen können.“

Schreite die Digitalisierung, schreite die Robotisierung weiter so voran, so Riegler, „dann wird immer weniger von menschlicher Hand“ gearbeitet und „die uralte Idee des Alfred Dallinger, der in den 70er Jahren von der Maschinensteuer gesprochen hat“, wieder aktuell. Die automatisierte Form der Produktion müsse ihren Beitrag leisten, „um all das finanziell tragen zu können, was zu einer Gesellschaft dazugehört, die ein Leben in Würde für alle Menschen möglich macht.“ Im von den USA seit den 90er Jahren gepushten und hegemonial gesetzten „ultrakapitalistischen System“, mit zusammengeballtem „Kapital, das keine Steuern zahlt“, sieht er „eine der größten Ungeheuerlichkeiten, die es überhaupt gibt.“ Den Dalai Lama zitierend ergänzte er: „Wenn die USA ihren Militäretat um die Hälfte reduzieren würden, dann hätten wir 300 Milliarden Dollar – sofort.“ Damit „könnte ungemein viel in Richtung der Idee des *Global Marshall Plan* (Anm. der Red.: einer Initiative für nachhaltige Globalisierung) geleistet werden“ – Friedens- statt Kriegsstrategie also.

Zu viele Bremser und ein bitterer Preis

Die Nachfrage der Moderatorin Claudia Gigler, ob jetzt endlich „der ökologische Umbruch passiere“, beantwortete Riegler damit, dass er nicht glaube, „dass dieser Schalter plötzlich umspringt“, sondern es sich um einen Prozess handle. „Es gibt ungemein viele beharrende Kräfte [...], zu viele Bremser“. Und das, so Riegler weiter, „obwohl wir im Grunde wissen, was zu tun ist!“ Es gebe nur zwei Möglichkeiten für den Menschen als einziges Wesen, das reflektieren kann: „Wir können diese Gabe nützen und wenn wir sie nicht nützen, dann wird uns die Natur eines Anderen belehren.“ Dabei zitierte er den deutschen Fernsehmoderator Eckart von Hirschhausen, der unlängst feststellte: „Wir müssen nicht das Klima retten, wir müssen uns retten“. Auf die Verheerungen des Klimawandels blickend führte Riegler aus, dass „das so eine gigantische Veränderung ist, da kommt die Natur nicht mit.“ Und ja, dieselbe Natur werde nach ihren Gesetzen zurückschlagen. „Was wir ihr antun, kommt einfach zurück. [...] Entweder sind wir bereit zu lernen und zu handeln, oder wir werden in wenigen Jahrzehnten einen bitteren Preis bezahlen.“



„Glettl/Riegler“ im Zwiegespräch mit Moderatorin Claudia Gigler (r.)
Foto: Neuhold, Sonntagsblatt

Von den Zehn Geboten zum Global Marshall Plan

Angesichts der konfliktgeladenen – siehe die Entwicklungen rund um Politikerchats und -lügen – Atmosphäre unserer Gegenwart fragte die Moderatorin, ob etwa die Zehn Gebote überhaupt noch Geltung haben und woran wir uns moralisch noch festhalten sollen. „Den Zehn Geboten“, antwortete Glettl pointiert, „ist es immer gleich gut und gleich schlecht gegangen“, auch werde heute wohl nicht mehr gelogen als früher. Riegler hält die Zehn Gebote gar „für die genialste Regelung für das Zusammenleben von Menschen. [...] Wir haben jetzt tausende Gesetzesblattseiten, aber diese komprimierte Anleitung ‚Wie können wir miteinander umgehen?‘ ist unübertroffen“. Etwas „Gescheiteres“ sei bis dato niemandem eingefallen.

Zeitdiagnostisch gesprochen vermisst Glettl die „Gnade der Unsicherheit“, etwa bei Ex-Bundeskanzler Kurz, der in den laut dem Bischof durchaus differenzierten Gesprächen rund um die – abgeschmetterte – Aufnahme von Flüchtlingsfamilien „in allem so sicher“ gewesen sei, auf irritierende Weise sicher. Bei einem ebenfalls konfliktgeladenen Dialog mit einem Vertreter eines Sterbehilfvereins sei es anders verlaufen: „Jetzt haben wir uns gegenseitig produktiv verunsichert!“. Diese Gnade gestanden sich der Kirchenmann und sein Antagonist zu. „Sich verunsichern zu lassen von der Wirklichkeit“ – das wollte Glettl auch, als er die Flüchtlingslager auf Lesbos, die von der europäischen Politik zynisch zur Abschreckung von Nachkommen benutzt werden, besuchte. „Ich möchte das sehen, ich möchte nicht mitmachen beim Verdrängen“, sagte der

Bischof. Später ergänzte er: „Wenn die Menschen in die Flucht getrieben werden, [...] dann kann man nicht nur die Grenze hochfahren. Das wird auf Dauer nicht reichen. Es braucht ernsthafte Kooperation.“ Der ehemalige Vizekanzler ließ hier ordentlich Hoffnung aufblitzen. Die Chance Europas liege in der „konstruktiven Zusammenarbeit mit Afrika“, in der politischen Umsetzung des bereits erwähnten Global Marshallplan, die „wirklich Hilfe zur Selbsthilfe“ bringen sowie Bildung und die Entstehung einer vitalen und autonomen Wirtschaft fördern würde. Es brauche eine koordinierte europäisch-afrikanische Zusammenarbeit in Brüssel!

Eine Notlage erfordere direkte Begegnung, so Glettl. Das hat er auch in seiner ehemaligen Pfarre St. Andrä im „Multikulti-Eck“ von Graz so gehalten: „Durch Begegnung sind uns eigentlich die schönsten Schritte gelungen. Nicht durch große Programme und Belehrungen.“ Aus einer großen existenziellen Dankbarkeit und der heilsamen gemeinsamen Unsicherheit in großen Fragen heraus stellt sich für Glettl weniger die Frage nach der Moral, sondern „nach den Spuren, die wir im Leben hinterlassen“ – das von ihm an dieser Stelle angehängte Lob über die ökosoziale Prophetie seines Gesprächspartners Josef Riegler wirkte übrigens keineswegs pathetisch, sondern authentisch, aus dem Herzen gesprochen. Sowie Papst Franziskus einer *Konversion*, einer Bekehrung des eigenen Herzens das Wort redet, forderte der Innsbrucker Oberhirte dazu auf, nicht alles an sich zu raffen, sondern „aus einer anderen Fülle zu leben“.

Die Mischung macht es aus

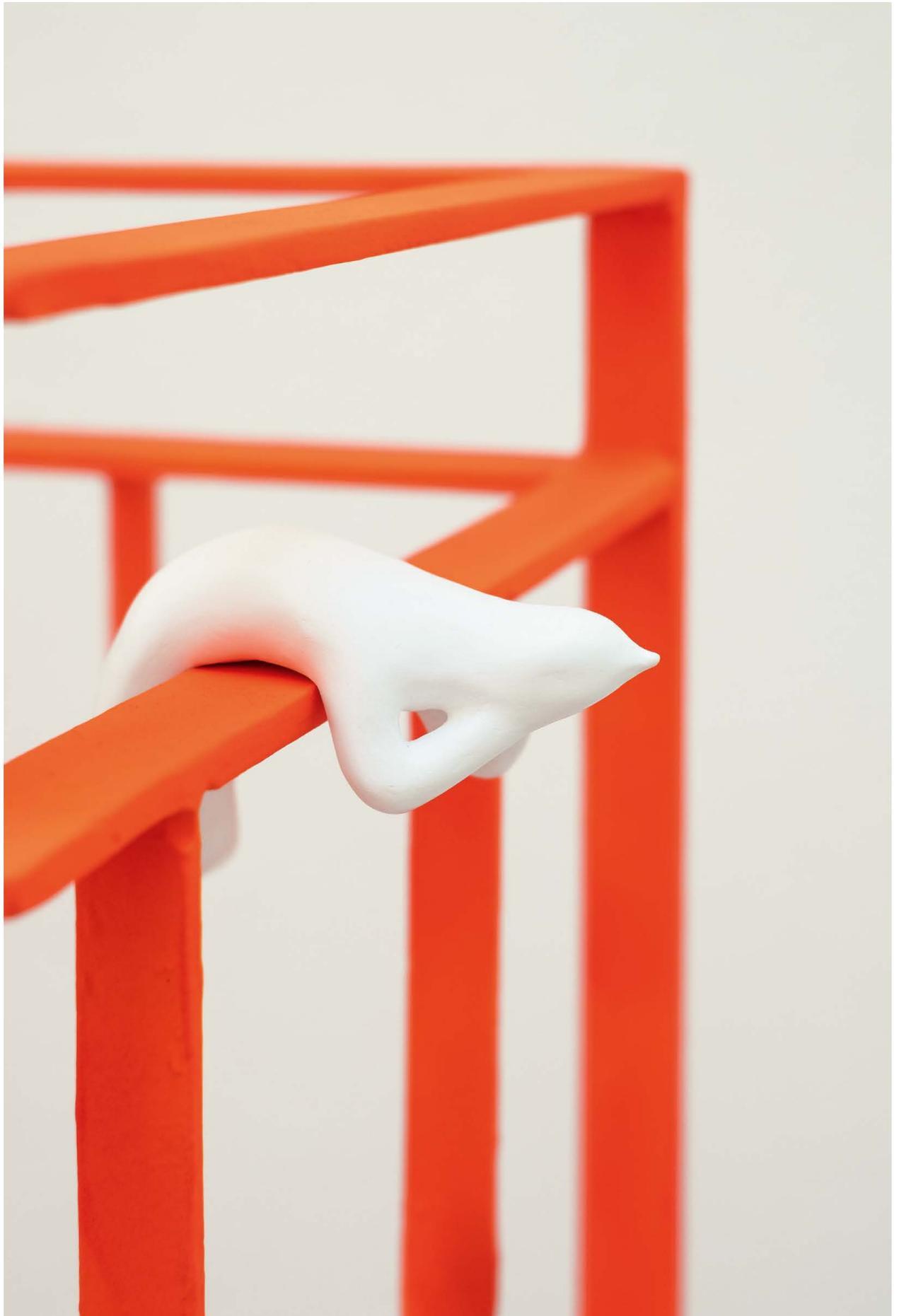
Ein Unfall hat mein Leben eingebremst – und doch kann ich alles schaffen
Von Michael Sauer

Ich hatte am 17. Juni 2017 einen schweren Motorradunfall. Beim Motorradfahren machen die Blickführung und der Fokus sehr viel aus, ich habe mich nach einem Fahrfehler einen Moment zu sehr auf die Leitschiene fokussiert und bin mit dieser kollidiert. Beim Anblick der Leitschiene wusste ich, dass ich selbst bei einer Vollbremsung die Kollision nicht mehr vermeiden kann. Nach dieser Erkenntnis hat mein Körper den Fokus auf das Überleben gestellt. Das interessante an dieser Situation war, dass das Gehirn alles ausblendet, was in diesem Moment nicht relevant ist. Die Geräusche sind weg, der Fokus auf die Umgebung und Hindernisse ist verstärkt, Sekunden vergehen wie Stunden und man hat Zeit zu überlegen. Meine Restgeschwindigkeit bremste die Leitschiene so abrupt wie ein Prellbock einen rollenden Wagon. Mein linkes Bein wurde zwischen Leitschiene und Motorrad zerquetscht, bevor mich das Motorrad wie ein scheuendes Pferd abwarf. Ich war durchgehend bei Bewusstsein und konnte selbst als ich durch die Luft geschleudert wurde noch überlegen und steuern, wo ich aufschlagen werde. In der Luft drehte ich mich und sah meine Optionen für den Aufschlag: Asphalt, Leitschiene und Beton. Die Entscheidung fiel hier für die Leitschiene, da diese einfach am nächsten war. Ich schlug also nochmal auf die Leitschiene auf, wo ich dann auch mit der Schulter hängen geblieben bin. Der Unfall wurde durch ein lautstarkes Schreien von mir begleitet, welches einerseits aus Angst erfolgte und andererseits als Zeichen dafür diente, dass ich noch lebe.

Ausgebremst

Nachdem einer meiner Brüder die Motorradjacke von der Leitschiene löste und der andere zu mir sagte ich kann jetzt aufhören zu schreien, der Unfall sei vorbei, lag ich ruhig am Boden und bewegte lediglich Finger und Zehen um zu überprüfen, ob das noch geht und

ich sie fühle. Nachdem ich das gemacht hatte, war ich beruhigt und sehr, sehr froh, dass ich noch am Leben war. Die Rettungskette funktionierte sehr gut und ich wurde ins Krankenhaus Bozen geflogen. Dort erwachte ich drei Tage später aus dem künstlichen Tiefschlaf. Bei der Begutachtung meines Körpers musste ich feststellen, dass mich die Leitschiene sehr hart gebremst hat. Das linke Bein wurde mit einem externen Fixateur zusammengehalten, das rechte war bandagiert und der restliche Körper war mit blauen Flecken und Abschürfungen übersät. Der Arzt kam zu mir und sagte, dass ich sehr viel Glück hatte, mein linkes Bein nicht gut aussieht und ich mit einer Amputation rechnen müsse. Ich wurde einige Tage nach dem Unfall ins Unfallkrankenhaus Graz überstellt und dort weiterbehandelt. Ich dachte mir immer wieder „Du lebst noch, den Rest kann man schon irgendwie reparieren und du kannst alles schaffen, wenn du nur willst.“. Nach meiner bereits achten Operation am linken Bein kam der Arzt und sagte mir, ich solle mir Gedanken über eine Amputation machen, weil die Verletzungen sehr schwer sind und eine vollständige



Andreas Heller, Ohne Titel (Detail), 2021. Foto: Prehal

Heilung sehr unwahrscheinlich sei. Diese Botschaft war, obwohl ich mir einer Amputation stets bewusst war, ein Schlag ins Gesicht, welcher mich im ersten Moment ziemlich ausbremste.

Entschlossen

Nach einem sehr emotionalen Telefonat mit meinen Eltern fokussierte ich mich wieder auf den Entscheidungsprozess. Ich führte Gespräche mit Amputierten, fragte meinen Arzt um genauere Infos zum weiteren Verlauf und den Heilungschancen und hatte ein sehr hilfreiches Gespräch mit einem Verkehrspsychologen. All das erleichterte mir meine Entscheidung und ich ließ mich auf meinen Wunsch amputieren. Anhand einer ganz simplen Pro-und-Contra-Liste hatte ich letztlich die Argumente einer Amputation und dem Erhalt des Beines gegenübergestellt. Das Bein war nun weg und mit ihm die schlimmsten Schmerzen, was mir wieder mehr Hoffnung schenkte, dass ich alles schaffen kann. Das erste große Ziel war der Studiumsbeginn im Herbst 2017, ob im Rollstuhl, mit den Krücken hüpfend oder vielleicht sogar bereits mit der Prothese war mir egal, Hauptsache fit genug, dass ich starten kann. Leider hatte ich immer wieder Operationen, welche mich in der Rehabilitation ausbremsen und mich wieder auf den Start zurückwerfen. Ich betrachtete jedoch jeden Rückschritt als neue Chance, etwas anders zu machen und ließ mich nicht bremsen.

Erzählend

Im Oktober 2017 wurde ich wegen einer Infektion nachamputiert und verlor gute 15 Zentimeter des Stumpfes. Das war nicht nur körperlich schmerzhaft – nun wurde auch die Prothesenversorgung etwas schwerer. Und gleich wie bei der ersten Amputation waren sie wieder da, die Menschen, die einem sagen wollen, was man kann und was nicht mehr. Ich hörte nur bedingt auf sie, denn was geht und was nicht, muss man für sich selbst entscheiden und herausfinden. Mitte 2018 gründeten andere Personen, sowohl körperlich beeinträchtigte als auch vollkommen gesunde, und ich das Parahockeyteam *Steirische Panther Parahockeyclub Graz* als Sektion beim Grazer Versehrten Sportclub. Diese besondere Form des Eishockeys ist der schnellste Mannschaftssport für Menschen mit Beeinträchtigung der unteren Extremitäten. Hierbei sitzen die Spieler in einem Schlitten und benutzen zwei Schläger zur Fortbewegung und zum Schießen des Pucks. Mit dem Verein habe ich mir das Ziel gesetzt, Menschen mit dieser Art der Beeinträchtigung wieder die Möglichkeit zu geben, Sport zu betreiben. Mittlerweile haben wir eine eigene Liga in Österreich und sind dabei das Nationalteam aufzubauen. Aber nicht nur im Sport hat sich einiges getan, ich konnte auch im Leben

wieder gut Fuß fassen ;-). Ich habe mittlerweile mein Bachelorstudium erfolgreich abgeschlossen und befinde mich gerade im letzten Semester meines Masterstudiums. Ich schrieb einen Beitrag zu einem Buch, welches meine Geschichte vom Unfall zurück ins Leben erzählt und spielte als Komparse im Kinofilm *Hinterland* als Kriegsversehrter mit. Zudem bin ich Ansprechpartner für Menschen, welche kurz vor einer Amputation stehen oder frisch amputiert sind.

Abwägend (und nach vorne blickend!)

Alles in allem kann ich also zufrieden auf meine Entscheidung zurückblicken. Zu dieser Entscheidung stehe ich auch nach wie vor zu 100%. Ich habe sie damals getroffen und mir gesagt: Ich gehe jetzt diesen Weg, komme was wolle. Egal ob bei der ersten oder der Nachamputation waren viele Leute skeptisch und ich hörte oft, dass ich was nicht mehr machen kann oder eingeschränkt bin. Diese Leute haben in gewissen Punkten Recht, aber ausprobiert habe ich alles, denn die größten Bremsen sind immer noch unsere Einstellung, Vorstellung und unser Vorurteil. Unsere „innere Bremse“ ist gleich wichtig wie die Bremse in einem Auto. Immer Vollgas oder mit angezogener Bremse bringt uns nicht sicher ans Ziel. Die Mischung macht es aus und bringt uns voran. Oft tut es gut, die Bremse zu lösen und sich einfach mit Vollgas auf ein Projekt zu stürzen. Oft tut es aber auch gut, die Bremse zu betätigen und sich aus dem Trubel zurückzuziehen, um seine Batterien wieder aufzuladen. Eines steht jedoch außer Fragen, die meisten Limits setzen wir uns selbst und bremsen uns damit aus. Wenn man was jedoch wirklich will, dann wird man es auch schaffen, vielleicht nicht heute, vielleicht auch nicht morgen, selten auf dem direktesten und einfachsten Weg, aber wenn wir unsere Bremse lösen und gut dosiert einsetzen, fest an uns und unsere Fähigkeiten glauben, dann können wir alles schaffen.

Tipp der Redaktion:

Michael Sauer ist einer der beim Literaturwettbewerb des Grazer Vereins JUKUS prämierten Autoren: Grazer Rathaus, 17. DEZ, 18:00 Uhr, Eintritt frei, Anmeldung: kultur@jukus.at

Michael Sauer, geb. 1992 in Graz, gelernter Zerspanungstechniker, momentan als Konstrukteur bei PIA Automation Austria GmbH tätig (Ing. & BSc), studiert berufsbegleitend Automatisierungstechnik an der FH Campus 02, Vereinsgründer des Teams „Steirische Panther Parahockeyclub Graz“, Ansprechpartner für Menschen mit Amputation.



Foto: privat

Not Just a Fancy Object

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstler **Andreas Heller**



Andreas Heller, Ohne Titel, 2021. Foto: Prehal

Das, was uns umgibt, wird Andreas Heller zur künstlerischen Herausforderung. Er exzerpiert alltägliche Gebrauchsgegenstände und entlässt sie durch seine Gestaltung in ein künstlerisches Eigenleben. Elemente aus Gartenzäunen und Fenstergittern scheinen auf gesellschaftliche Entwicklungen wie das Neo-Biedermeier, das in der Coronazeit einen Schub erfahren hat, zu reagieren. Das subtile Spiel der neuen Werkserie „Surround“ will im historischen Ambiente des QL-Foyers im Wechselspiel mit dem Raum und der Objekte untereinander aber vor allem neue Horizonte eröffnen. Alois Kölbl hat mit dem Künstler über sein Ausstellungsprojekt gesprochen.

Alois Kölbl: Deine Ausstellung in der QL-Galerie trägt den Titel „Surround“. In welchem Bezug steht er zu den gezeigten Arbeiten?

Andreas Heller: Der Titel ist mir sehr spontan eingefallen. Zum einen habe

ich ja versucht, auf das QL-Jahresthema HALT zu reagieren, es gibt ja nicht wenige Menschen, die sich nur sicher fühlen, wenn sie von einem Zaun umgeben sind. Damit spiele ich unter anderem in der Ausstellung. Aber auch Corona umgibt uns, wir kommen dem einfach nicht aus!

Und dann ist da noch ein ganz wesentlicher Anknüpfungspunkt: Ich bin ja auch Musiker und eine meiner Bands, die aus mir und Bernd Heinrauch besteht, heißt Macaque Revue. Wir arbeiten gerade an einer neuen Platte, da geht es auch um Musik mit Filmbezug. Wir kennen



Andreas Heller. Foto: Kölbl

alle Dolby Surround: Umgeben sein von Sound, förmlich eintauchen in den Klang. Das kam mir schlüssig und auch inspirierend für die Ausstellung vor.

In der QL-Galerie werden deine Werke von einem sehr speziellen Raum umgeben sein, kein White Cube, sondern das zu einem Foyer umgewandelte Treppenhaus einer historistischen Villa. Mit deinen Werken reagierst du auf Spezifika dieses Raumes. Worauf speziell? Was interessiert dich an diesem Raum?

Abgesehen von der historisch gewachsenen Architektur – den historistischen Elementen mit den Eingriffen der sechziger Jahre und den Umbauten vor zwei Jahrzehnten, die ich sehr spannend finde – hatte ich in diesem Raum sofort

eine sehr spezielle Empfindung: Er ist für mich ein Organismus. Ich empfinde ihn als belebten Körper, gerade dadurch, dass er verschiedene Funktionen zu erfüllen hat, Büros und Veranstaltungsräume, die vom Foyer aus erschlossen werden, Studierende die ihn auf dem Weg zu ihren Wohnräumen durchqueren. Das hat für mich etwas sehr Organisch-Körperliches, die hohen Säulen wirken fast wie ein Rückgrat. Ich komme ja ursprünglich von der Schmuckgestaltung und das wirkt sich auch bei meinem Umgang mit diesem Raumkörper aus: Ich werde zum Beispiel als zentrales Element eine Kette aus runden Elementen eines Jägerzauns in den Raum an den Übergang vom Foyer zum Lichthof hängen. Bei anderen Arbeiten, zum Beispiel bei den Zaunringarmreifen aus Bronze, gibt es in der Art der

Präsentation einen Bezug zum menschlichen Handgelenk oder zum Hals.

Du hast es gerade angesprochen: Zäune und Zaunelemente spielen in deiner Ausstellung eine große Rolle. Unwillkürlich muss ich da an den Corona-Lockdown, das Eingesperrt-Sein und auch die nicht nur aus der Corona-Pandemie resultierenden Rückzugsbewegungen ins Private denken ...

Natürlich spielen die aktuellen Zeitumstände für mich eine Rolle. Allerdings beschäftige ich mich schon sehr lange und unabhängig von Auswirkungen der Schutzmaßnahmen einer Pandemie mit Raumteilern. Etwa mit Paravents, Raumteilern, die aber auch eine Horizontlinie thematisieren, also den Raum gleichzeitig begrenzen und öffnen. Mit jedem Schritt, den man macht, verändert sich ja der Horizont und auch das gesamte Bild, das wir wahrnehmen, wird ein anderes. Das finde ich sehr spannend. Da spielten auch Elemente, die in dieser Ausstellung vorkommen, bereits eine Rolle: etwa das Seil oder Wegarchitekturen, die immer schon eine Rolle für mich spielten. Der Zaun hat mit der Landschaft, in der wir uns bewegen, zu tun, darüber hinaus aber auch mit unserer Körperlichkeit. Natürlich hat Corona auch Spuren hinterlassen. Durch die Pandemie wurden wir zurückgeworfen auf uns selbst. Durch die Pandemie war auch mein künstlerisches Arbeiten eingeschränkt. Es gab die Erfahrung des Abgegrenzt-Seins, gleichzeitig ist aber auch mein Naturbezug intensiviert worden. Ich habe sehr viel Zeit in einem von unserer Familie gepachteten, alten Bauernhaus verbracht. So hat dann wohl auch der Jägerzaun meine Aufmerksamkeit zu erregen begonnen. Das ist ja etwas sehr Spezielles in unserem steirisch-kärntnerischen Kulturraum. Eine uralte, traditionelle Technik, mit der vor allem im alpinen Raum Äste von jungen Tannen und Fichten im Feuer weich gemacht werden, man nennt das Bähnen. Dann sind sie für kurze Zeit biegsam. Ich habe im Lockdown sehr viel Zeit verbracht mit der Herstellung dieser Holzringe. Das hatte etwas sehr Kontemplatives.

Du hast gerade sehr schön beschrieben, wie sich durch persönliche Erfahrungen und Lebensumstände künstlerische Ideen entwickeln. Ein Werk entsteht nicht nur als bewusst intendierte Setzung im Kopf des Künstlers, sondern kann ihn durchaus auch selbst überraschen. Kennst du auch dieses Moment künstlerischen Schaffens neben dem Kontemplativen?

Da fällt mir die Signalfarbe ein. Das ist etwas ganz Neues in meinem Werk, das in dieser Ausstellung eine wesentliche Rolle spielt. Meine Arbeiten waren bisher eher reduziert in der Farbigkeit, in Schwarz- und Grautönen, eher nüchtern und zurückhaltend. Gerade durch die Beschäftigung mit Natur und Landschaft bin ich auf Signalfarben gestoßen. Das mag zunächst verwundern, aber es passierte bei meiner Beschäftigung mit der natürlichen Landschaft: Solche Farben kommen beim Vermessen – wenn man so will: beim Vermessen der Welt – zum Einsatz. Wenn Grundstücke vermessen oder Bäume vor dem Abholzen markiert werden, verwendet man solche Farben. Das ist dann ziemlich unmittelbar in meine Gestaltung eingeflossen, hat sich förmlich hereingedrängt. Das war auch für mich selbst ziemlich überraschend. Die Farbe markiert etwas, sie schreit förmlich: Achtung! Oder: Das muss weg! Gleichzeitig sagt sie auch Positives, wie etwa: Schau mich an!

Unser QL-Jahresthema heißt HALT, auch in Reaktion auf das, was wir an Herausforderungen in einer Umbruchszeit erleben. Im Lockdown ist plötzlich alles stillgestanden, vieles wurde eingebremst, gleichzeitig hat man das Gefühl, einigen Entwicklungen, die diese aufgewühlte Zeit hervorbringt, auch Einhalt gebieten zu müssen. Da muss ich auch gleich an das denken, was du gerade gesagt hast ...

Mit diesem Ausstellungsprojekt waren wir ja unmittelbar vom Corona-Lockdown betroffen. Wir mussten die Ausstellung verschieben und in der Weiterentwicklung ist natürlich auch einiges aus den konkreten Zeitumständen in die Konzeption eingeflossen. „Halt“ bedeutet

für mich auch, mich mit etwas zu konfrontieren: Was macht das mit mir? Was löst es in mir aus? Und natürlich sehe ich auch die Rückzugsbewegung unserer Zeit, die in diesen Arbeiten eine Rolle spielt. Meine Werke sind sicher keine politischen Arbeiten, aber sie haben ganz sicher mit gesellschaftlichen Entwicklungen zu tun. Die Arbeiten konfrontieren uns auch mit der Vergangenheit, indem Objekte weiterverarbeitet und künstlerisch gestaltet werden. Damit kommt auch das Moment der Geschichte dazu, auch die Auseinandersetzung mit unserer eigenen Geschichte, die hier verhandelt wird. Ein signalgelbes Zauenelement in der Formensprache bürgerlicher Architektur des 19. oder frühen 20. Jahrhunderts werde ich mit einer Handschelle am Geländer im ersten Stock der Galerie festgemacht: gewollt oder ungewolltes, jedenfalls sehr präsenten Erbe. Und dann gibt es da das Moment des Halt-Gebens, das Zäune auch in sich tragen. Ich kann mich an Zäunen festhalten, mich dahinter sicher fühlen. Das Seil, das in der Ausstellung auch eine zentrale Rolle spielt, kennen wir aus dem Turnunterricht, es gibt uns Halt, wenn wir hochklettern. Die Knotenskulptur ohne Anfang und Ende könnte tiefgründig und gedankenschwer auf globale Probleme hinweisen, kommt aber in ihrer pinken Farbigkeit sehr zeitgeistig-poppig daher. „Just a fancy object?“ ist man versucht zu fragen und ist damit schon hineingekippt in ein Diskursfeld unserer Zeit, in dem nicht mehr wie in vergangenen Zeiten zwischen High and Low unterschieden wird.

Da gibt es auch eine Arbeit, wo ein Zauenelement mit einer eigenartigen biomorphen Figur kombiniert wird, die diese Begrenzung zu überwinden scheint. Formal erscheint das doch ziemlich anders als bei deinen anderen Arbeiten. Wie kam es dazu?

Als ich diese Sockelararbeit aus den 50er/60er-Jahre-Zauenelementen fertig geschweißt hatte, war plötzlich der Gedanke da, dass da noch etwas fehlt, die Seele sozusagen. Das weitere ging dann relativ schnell. Ich habe eine „Seele“

aus Ton geformt und abgegossen. Das ist etwas Körperliches, das sich zugleich dem Körperlichen entzieht, ein eigenartiges Mischwesen, das man als Gespenst, schneckenartiges Tier oder aber auch als etwas Menschenähnliches interpretieren könnte. Eine undefinierbare Figur, die sich gar nicht einordnen und schon gar nicht kontrollieren lässt, weil sie sich gar nicht in der Art von Körperlichkeit befindet, in der Zäune funktionieren.

Im 19. Jahrhundert sprach man von der „Beseelung des Kunstwerkes“. Friedrich Nietzsche etwa formulierte im Blick auf eine solche Beseelungsidee: „Die Kunst erhebt ihr Haupt, wo die Religionen nachlassen“. Ist deine Skulptur ein ironisch-sarkastischer Kommentar dazu, oder kannst du dem Gedanken einer Beseelung auch für das 21. Jahrhundert etwas abgewinnen?

Ich kann mit beidem etwas anfangen. Zum einen bin ich persönlich ein spiritueller Mensch, zum anderen ist da natürlich auch ein Schuss Ironie dabei. Wenn ich mich in einem großen Universum als Mensch verorten möchte, kann ich mich nicht nur ganz trocken ernst nehmen. In einer toternsten Kunstblase würde ich mich sehr unwohl fühlen. Ironie ist für mich auch so etwas wie ein beruhigendes Gegengewicht zu einer blutleeren Ernsthaftigkeit. Damit meine ich ganz sicher keine Verballhornung von irgendetwas, sondern hier versuche ich etwas zu fassen, das sich nicht mit Bestimmtheit ausdrücken lässt. Kunst hat immer auch mit Lust zu tun. Und dieses Moment funktioniert einfach besser mit einem Schuss Humor oder Ironie. Ich finde ein gelungenes Zusammenspiel zwischen Ernsthaftigkeit, Ironie und Humor für mich persönlich als ganz große Herausforderung, der ich viel Aufmerksamkeit widme. Das kommt natürlich nicht in jeder Arbeit zum Ausdruck. Ein Kunstwerk muss ein Gefühl auslösen. Wenn mir ein Werk etwas sagt, dann entsteht auch sofort eine Bindung. Das kann rein optisch sein, kann aber auch über den Geruchssinn funktionieren. In der Musik geschieht es oft viel unmittelbarer als in der Bildenden Kunst.

Selten tragen Orcas Pelz

Maria Leitgab

Setz dich zu mir, ewiges Eis
Taufst du immer weiter?
Optimistisch wünschst du
Polarbären gute Nacht

Setz dich zu mir, ewiges Eis
Tröstest mich nach langen Tagen
Opak und mit Geschmack
Pistazie hab ich am liebsten

Sieh uns doch an
Tanzend im leichten Wind
Orkane wehen
Plastikberge übers Land

Sieh uns doch an
Tauchend im tiefen Nass
Ozeane bunt gefärbt
Pangasiusfilet zu Mittag

Sag es noch einmal
Tief aus dir heraus
Oft werde ich dich nicht mehr
Plötzlich umarmen können

Sag es noch einmal
Trommelwirbel
Oh, bebende Erde
Platzt du bald wieder auf?

Singen wir ein letztes Lied
Träumen von Erlösung
Ob es jemals wieder
Paradiesisch werden kann?

Singen wir ein letztes Lied
Tanzen noch den einen Tanz
Ohnmacht wird uns überfallen
Passen oder kämpfen wir?

Maria Leitgab,

geb. 1998 in Judenburg. Studiert Musikologie und Sprachwissenschaft in Graz. Liebt Chormusik und gutes Essen.
War Teil des Projekts „Writers in (Climate) Crisis“.



Charmante Hindernisse, die einbremsen – und beleben

Unternehmerin **Brigitte Mosshammer** über die Slow Street Zinzendorfsgasse
Von Florian Traussnig



Brigitte Mosshammer in einem der begrünten „Parklets“ in der Zinzendorfsgasse.
Foto: Potočnik

Ein Ort, an dem sich die Soziologie-Professorin neben dem Rotkreuzfahrer um eine Rindsroulade anstellt, ein Ort, an dem Jusstudenten neben Friseurinnen ihre Gemüselasagne essen; ein Ort, wo es neben der klassischen und von vielerlei kräftigen Händen emsig betreuten Fleischvitrine auch einen „24/7“-Lebensmittelautomaten mit buntem Allerlei, ein angeschlossenes Gästehaus und einen äußerst beliebten (Grill-)Seminarbetrieb gibt – und das alles in einer bunten, vielseitigen, belebten, doch auch von vielen Autos frequentierten Gasse im Univiertel, nämlich der Zinzendorfsgasse. Dieser milieuübergreifende Ort ist die Fleischerei Mosshammer. Deren Chefin und gleichzeitig Leechkirchen- und KHG-Anrainerin Brigitte Mosshammer hat

uns verraten, warum sich dieser wirtschaftlich erfolgreiche Betrieb gemeinsam mit anderen Nachbarunternehmen dafür einsetzt, aus der Zinzendorfsgasse die erste Grazer *Slow Street* zu machen. Eine Gasse, in der es grüner, gemütlicher und ruhiger – und in der der Verkehr nicht ganz aus-, aber zumindest eingebremst – werden soll.

Runter mit dem Tempo

„Wir wollen die Gasse attraktiver machen, wollen mit dem Tempo ein bisschen runter“ sagt Brigitte Mosshammer, als wir uns im kleinen, fensterfreien und mit Papieren und Ordnern regelrecht vollgerammelten Büro bei „den

Mosshammers“ austauschen. Gemeinsam mit ihrem Mann Sepp bringt sie sich, mittlerweile an führender Stelle, seit Jahren beim Verein *zinzengrinsen* ein – das gleichnamige und beliebte Straßenfest fiel in den letzten beiden Jahren der Pandemie zum Opfer. Rein wirtschaftlich hätte ein gut vor sich hin brummender Betrieb wie die Fleischerei Mosshammer (an guten, also coronafreien, Normaltagen wandern hier allein hunderte Mittagsmenüs über die Theke, die ebenso legendären wie humorvollen Grillseminare sind oft heillos ausgebucht) keine zwingende Not, sich für einen zukunftsbezogenen und gemeinschaftlichen Strategie- und „Grätzl“-Prozess mit dem Ziel einer Verkehrsberuhigung der Gasse einzusetzen. Viele Autos in der Gasse bringen für die Mosshammers eigentlich Umsatz. Auch die für Metzger paradox wirkende Teilnahme am kirchlichen „Fleischfasten“ (weitgehender vorösterlicher Fleischverzicht, um das Bewusstsein für qualitätsvollen Konsum zu fördern) mag für den einen oder die andere auf den ersten Blick widersprüchlich oder gar schräg wirken. Gefragt, warum sie dennoch als Unternehmen solche herausfordernden und teils innovativen Aktivitäten setzen, antwortet Mosshammer: „Wir versuchen immer für alle Bereiche offen zu sein. Man muss immer versuchen, am Ball zu bleiben. Wenn ich mit der alten Schiene fahre, werde ich in der heutigen Zeit nicht überleben können. Daher gefällt uns auch die Teilnahme an Aktionen wie dem Fleischfasten – dann ist halt unter der Woche Fasten angesagt, aber am Sonntag gibt es einen Braten – in guter Qualität.“ Ähnliche Motive nennt die stets für kirchliche und weltliche Kooperationen und gemeinsame Veranstaltungen aufgeschlossene Unternehmerin auch für das Engagement ihres Betriebs bei der Entwicklung der *Slow Street Zinzendorfsgasse*: „Eine reine Fußgängerzone wäre für uns als Unternehmer tödlich. Aber das angestrebte Konzept der gemäßigten Variante einer Straßenneubelebung ist ein guter Kompromiss, mit dem wir leben können. Man kann trotz Verkehrsberuhigung zufahren und einkaufen.“ Eine Gasse also, die für den Verkehr mehr Hindernisse aufweist; charmante, grüne, schattige, ja gemütliche Hindernisse allerdings.

Wir tun es einfach

Veränderung wird allzu gerne beschworen, ist freilich in der Realität oft schwer auf den Boden zu bringen. Gefragt, ob es auch Widerstände und Verzögerungen beim – in den Medien bereits unter Worten wie „Aufbruchsstimmung“ oder „Eine Gasse erfindet sich neu“ (*Kleine Zeitung*, 2019) angekündigten – Prozess der Umgestaltung der Gasse in eine Slow Street gab oder gibt, reagiert Brigitte Mosshammer sehr vorsichtig und diplomatisch: „Die Unternehmen in der Gasse und Mitglieder des Vereins *zinzengrinsen* haben mit dem Stadtlabor, das ja schon mit solchen Prozessen vertraut ist, und mit dem Bezirksvorsteher (damals Gerd Wilfling, *Anmerkung FT*) diesen

großen Kompromiss erzielt. Bei den Workshops wurden die Beteiligten eingebunden, dadurch war dieses Projekt dann auch ‚ihres‘. *Commitment durch Beteiligung* würde man das in der Projektmanagementsprache nennen, doch es klingt hier nicht nach einer Floskel. Aller rhetorischen Vorsicht zum Trotz lässt sich Mosshammer dann doch noch eine subjektive Wortmeldung zum Thema „Wandel und Widerstand dagegen“ entlocken. Nämlich, dass man sich selbst in einem solchen Fall nicht zu sehr einbremsen und darauf warten sollte, dass *Andere* die Schienen für den Wandel schon legen werden. „Ich persönlich“, sagt sie zum langjährigen Slow-Street-Prozess, „habe lange gehadert, weil ich geglaubt habe, wenn die Politik das will, wird sie das durchziehen.“ Doch rasch wurde ihr und ihrem Mann klar: Für die Vision, die sie „vorantreiben wollen, sollten wir ein bisschen selbst mitgestalten – ob die Politik das dann umsetzt oder nicht, ist natürlich offen, aber wir wären blöd, wenn wir uns vorher hier nicht aktiv einbringen.“

Es braucht wieder Erdung

Egal, ob es um es um die Umsetzung neuer Ideen, die Teilnahme an „fleischkritischen“ Aktionen, oder das öko-affine Umpflügen eines ganzen Straßenzugs geht – es fällt auf, dass man in der Fleischerei Mosshammer jegliche neu aufkommenden Visionen mit einer großzügigen Prise Pragmatismus zu würzen pflegt: „Nur radikal wird es nie gehen, es braucht Mäßigung und die goldene Mitte,“ sagt die Chefin lapidar. Mit demselben geerdeten Idealismus reagiert sie auch auf die auf unseren Hefttitel gemünzte Frage, in welchem Bereich sich unsere Gesellschaft, vor allem auch die im Uni-Grätzl, *einbremsen* sollte. Hier sieht Brigitte Mosshammer in der von der realen Begegnung mit den Menschen entkoppelten und von Corona natürlich massiv angeheizten und hyperbeschleunigten Internet-Konsummaschinerie ein großes Problem: „Mit dem ganzen Online-Handel haben die Menschen ein bisschen den Boden verloren und vieles verlernt. Der Glaube, alles müsse immerzu verfügbar sein, ist problematisch.“ Wer sich je ein Mittagsmenü bei den Mosshammers zur Stoßzeit bestellt und dieses nach einer herrlich launischen Wortspende des – ebenfalls noch fest Hand anlegenden – Seniorchefs an einem der Tischchen nebst der Theke und inmitten der bunt wimmelnden Schar von Menschen sitzend verzehrt hat, weiß wohl, um welchen Boden, um welche *Erdung* es hier geht.

Außen entschleunigt, innen näher zusammengerückt

Kommen wir zurück zur *Slow Street Zinzendorfsgasse*. „Ich hoffe, die Gasse wird attraktiver, die Leute verweilen mehr“ sagt Mosshammer, als sie auf ihr Bild des Lebens in der Gasse in 15 Jahren angesprochen wird.



Auch ein eifriger Nutzer der neuen Erholungsinseln in der „Zinze“:
Denken + Glauben-Chefredakteur Florian Traussnig (l.)
Foto: Potočnik

Doch sind die ersten Schritte schon längst getan: So setzt man bereits dieses Jahr auf einen in homöopathischen Dosen daherkommenden Vorboten der Zukunftsvision, nämlich auf „Parklets“, begrünte und teils Schatten spendende Entspannungsiseln aus Holz, die sich an mehreren Schlüsselstellen in der Gasse für Kunden, Durchfahrende, Studierenden, Vorbeiradelnde usw. befinden. Diese Sitzmöglichkeiten wurden gemeinsam mit dem Holzcluster Steiermark und dem City-of-Design-Netzwerk der Stadt Graz mittels eines Wettbewerbs umgesetzt und bieten die Möglichkeit zum konsumfreien Verweilen an. „Man sieht, dass allein diese Parklets, die wir schon aufgestellt haben, benutzt werden“, sagt Mosshammer nicht ohne Stolz auf die ersten sichtbaren Spuren, die die Projektgruppe *Slow Street/zinzengrinsen* hier gelegt hat. „Wenn nun die ganze Gasse derartig entschleunigt wird, kommt der eine oder andere vielleicht auf die Idee, einmal nicht nur durchzufahren, sondern hierherzugehen und seine Freizeit zu verbringen oder einzukaufen“, sagt die Wirtschaftstreibende ganz im Sinne des Mosshammer’schen Realutopismus und verweist dabei augenzwinkernd auf die ersten zwischenmenschlichen Auswirkungen der Parklet-Intervention in der Gasse: „Oft können sich Leute oder Kunden von uns nicht mit ihren Freunden oder Kollegen einigen, wo sie sich zum Essen treffen sollen, dann setzen sie sich einfach

auf diese Parklets“. Ja, so könnte ein zynismusbefreites, städtisches Social Engineering aussehen, das ebenso idealistisch wie praktisch angelegt ist, ist man versucht hier zu ergänzen.

Was ihre „peers“ in der Gasse, also die Gewerbetreibenden und deren etwaige „innere Verwandlung“ durch die Umgestaltung und Begrünung der Gasse angeht, hofft Mosshammer, dass daraus „mehr Vernetzung, Zusammenhalt, mehr Zusammenarbeit“ erwächst. „Dass wir den Anderen kennenlernen und Synergien nutzen, etwa indem ich etwas beim Nachbarn bestelle, nicht drei Gassen weiter. So, dass es auch den Leuten in der Gasse mehr Spaß macht, hier zu arbeiten.“

Florian Traussnig, geb. 1979 in Klagenfurt, ist gelernter Einzelhandelskaufmann und war bis Ende 2021 Chefredakteur von *Denken + Glauben*. Er ist Kurator für Diskurs & Zeitanalyse im KULTUM Graz und promovierter Historiker am Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung in Graz, wo er u.a. zum österreichischen „38“er-Exil in US-Kriegsinstitutionen und im Feld „science to public“ arbeitet.



Foto: Lamprecht

Die paradoxe Kunst, zu bremsen

Mein Lebenswagen wird durchs Bremsen nur verlangsamt, nicht aufgehalten
Von Julia Steiner



Andreas Heller, Surround (Installationsansicht QL-Galerie), 2021. Foto: Prehal

Ich wurde gefragt, was ich mit dem Wort *Bremsen* verbinde. Das ist schwierig. Zuerst sollte ich vielleicht erwähnen, dass ich eine Schwäche habe für Worte. Wenn ich ein neues für mich erforsche, dann ist mir zuerst einmal egal, welche Bedeutung es hat. Bevor ich diese hinterfrage, will ich das Wort selbst entdecken.

Bremsen. Also blase ich das *b* puffend durch meine Lippen. Einmal. Zweimal. Dreimal: *b-b-b*. Dann lasse ich rasselndes *r* in meinem Rachen vibrieren: *rrrrrr*. Jetzt zwei

unbedeutend stumme Buchstaben [*em*], die sich über ein summendes *sss* als schwingender Gong in einem lauten *EN* auflösen: *B-b-b-rrrrrr[em]sssEN. Bremsen*.

Nun also die Frage nach der Bedeutung des Wortes. Allein würde ich das nicht beantworten können, also fragte ich in meinem Umfeld nach. Als ich die Leute darauf ansprach, was sie mit dem Wort *Bremsen* assoziieren, da dachten die meisten tatsächlich an diese stechenden Insekten, die im Sommer gerne in der Nähe von Gewässern



Andreas Heller, Ohne Titel, 2021.
Foto: Prehal

und Feuchtgebieten umherfliegen. Pferdebremsen. Als Läuferin dachte ich beim Wort *Bremsen* sofort an sich retardierende Laufschriffe auf hartem Untergrund, wenn man über exzentrisches Abbremsen der bewegendenden Muskulatur sein Tempo verlangsamt. Es gab eine Zeit vor Corona, da war der Alltag so schnell wie ein peitschender Pferdeschwanz, der seinen Rücken von stechenden Plagegeistern befreite. Eine Zeit, in der Entscheidungen in einer solchen Geschwindigkeit getroffen wurden, dass man selbst an Stopptafeln vorbeischoß. Einfach immer geradeaus – weder nach rechts noch nach links blickend. Corona fragte nicht, ob wir bremsen wollten. Mitten im hektischen Tun wurde uns ungewollt das Halten gelehrt. Das Innehalten. Das Anhalten. Doch es war womöglich auch die Zeit, in der die Bedeutung des Wortes *Bremsen* noch einmal geboren wurde. Mitten in der Frühlingsluft, in der die Welt den Atem anhielt, holte das Wort *Bremsen* das zweite Mal in seinem Leben so richtig Luft.

Bremsen verlangsamt, stärkt die Haltung

Es ist eine unwiderruffliche Tatsache, dass Leben und Lernen oft gleichzeitig passiert. Dann kann das schon einmal passieren, dass man mit dem Tempo nicht mitkommt. Bremsen bedeutet, Geschwindigkeit herausnehmen. Das Langsamer-Werden gibt die Möglichkeit, sich die Fragen zu stellen, für die man sonst keine Zeit hat. Mit welcher Haltung will ich der Welt entgegenreten? Nach welchen Werten will ich mein Leben gestalten? Ja, das sind große und existenzielle Fragen, die auch beängstigend sein können. Aber in der Langsamkeit des Bremsens lernen wir den Blick nach rechts und links zu lenken. Auf die Dinge, an denen wir sonst vorbeipreschen. Die täglichen Ungerechtigkeiten, die uns auf der Straße begegnen, bekommen plötzlich ein Gesicht. Die Frau, die an der Ecke sitzt und ihre Hand aufhält, hat auf einmal einen Namen. Wenn wir den Mut haben, dann erfahren wir auch die Geschichten hinter den neu entdeckten Gesichtern und Namen. Auch

globale Ungleichheiten, die trotz Pandemie weitergehen, werden sichtbar, wenn wir mutig genug sind, hinter die Maske der schönen heilen Scheinbarwelt zu blicken. Das Bremsen gibt uns die Möglichkeit, eine andere Haltung einzunehmen in einer Zeit, die mehr denn je nach Menschen verlangt, die hinschauen.

Bremsen macht schneller, gibt Halt

Veränderung geschieht nicht von heute auf morgen. Sie entsteht durch viele kleine Entscheidungen, die auf ein bestimmtes Ziel ausgerichtet sind. Oft fügen sie sich erst am Ende und über Umwege zu einem großen Ganzen zusammen. Das Bremsen – und das mag paradox erscheinen – macht nicht nur langsamer, sondern auch schneller. Weil es die Möglichkeit gibt, mit geringerer Geschwindigkeit weiterzufahren. Ohne, dass man anhalten muss. Das ist ökonomischer, weil es das ineffiziente, wiederholte Neustarten danach vermeidet. Wenn man vor jeder Entscheidung kurz das Tempo rausnimmt, wird man nicht nur auf lange Sicht schneller am Ziel sein. Sondern man wird auch die Entscheidungen, die dorthin führen, bewusster treffen. War das der Weg, auf dem man weitergehen wollte? War das das Projekt, für das man brannte? Was für ein schönes, haltgebendes Gefühl, wenn man diese Fragen mit *ja* beantworten konnte. Das Bremsen gibt Halt in einer Zeit, die durch ständig verändernde Umstände immer wieder nach einer Anpassung des gegenwärtigen Kurses verlangt.

Bremse, auch wenn du nicht musst!

Beim Wort *Bremsen* dachte ich nicht nur ans Laufen, sondern auch an das Quietschen der Reifen meines Fahrrades. Ich selbst bremse jetzt immer öfters, auch wenn ich nicht muss. Denn das Bremsen selbst ist eine Entscheidung geworden. Neulich zum Beispiel, da habe ich auf meinem Fahrrad im Regen gebremst. Einfach so. Das war ein ewig langes und rutschiges Bremsen sage ich euch. Aber seit ich bremsen gelernt habe, kommen mir durch diesen Vorgang meistens die besten Ideen. Ich denke etwa über die Worte nach, die ich zuhause für diesen Artikel getippt hatte. Daran, wie das Bremsen schneller und langsamer zugleich macht. Auch darüber, dass es sowohl Halt als auch Haltung gab. Doch das waren nur Worte. Was würden die schon verändern! Der kühle Oktoberregen rinnt nass an meinem Gesicht nach unten. Schönen Worten müssen auch Taten folgen. Kalt-feuchte Tropfen lassen mich spüren, dass ich am Leben bin. Hier. Heute. Der Regen in Belize wird viel wärmer sein, denke ich, während meine Finger die kalten Bremsgriffe umklammerten. Belize ist ein kleines Land im Westen der Karibik. Es liegt in Zentralamerika, südlich von Mexiko und östlich von Guatemala. In drei Monaten werde ich die Stadt an der Mur verlassen, in der ich bremsen gelernt hatte. Dann werde ich in einem fremden Land mit Tropentropfen und feuchtwarmer Luft meine

neue Arbeit beginnen. Für ein Jahr lang werde ich die Physiotherapie einer Hilfsorganisation leiten, welche sich für die Gesundheitsversorgung des unterentwickelten Toledo-Distrikts im Süden des Landes einsetzt. All das war nur möglich, weil ich mir in der Langsamkeit des Bremsens die existentiellen Fragen gestellt hatte. Ja genau, die großen Fragen. Die beängstigenden.

Lass dich nicht einbremsen!

Corona hat uns zu Beginn das Fürchten gelehrt und uns angehalten. Wenn wir es zulassen, hat die Zeit danach das Potential, uns das Bremsen zu lernen. Ohne, dass wir uns generell einbremsen lassen. Die Planung für mein Projekt in Belize gestaltet sich etwas schwieriger als erwartet. Die veränderten Reisebedingungen und ungewohnten Einschränkungen in einer bisher so globalisierten Welt erschweren den Weg. Da sind viele kleine Bremsen drinnen. Wie lästige, stechende Insekten. Doch selbst dieses unvorhergesehene Bremsen ist eine Chance, um durchzuatmen. Die Gedanken wieder neu zu sortieren. Zeit zum Innehalten. Aber noch einmal ganz anhalten? Um dann wiederholt ineffizient alles neu starten zu müssen? Nein. Bremsen ja, aber sich einbremsen lassen? Nein, danke. Denn die Pandemie macht auch vor Ländern wie Belize nicht Halt. Die Ungerechtigkeiten in der Welt und die Ungleichverteilung der Gesundheitsleistungen gehen weiter. Mit oder ohne Pandemie. Ja, der Weg nach Belize wird schwieriger sein und länger als vielleicht noch zwei Jahre zuvor. Doch es ist der Weg, auf dem ich weitergehen will! Ja, das ist das Projekt, für das ich brenne! Was für ein schönes, haltgebendes Gefühl, diese Gewissheit zu haben, denke ich, während meine Finger immer noch die Bremse meines Fahrrades gedrückt halten.

Regen prasselt – tropf tropf – von oben auf mich herab

Unglaublich, dass ich all die vielen Gedanken während dem langen Bremsweg denken kann, nicht wahr? Das muss dann wohl die Kunst des Bremsens sein. Oder vielleicht – und diese Möglichkeit hatte ich bisher noch nicht in Betracht gezogen – sollte ich doch die Bremsen meines Fahrrades einmal nachstellen lassen.

Julia Steiner, geb. 1993 in Villach, ist Physiotherapeutin mit Schwerpunkt auf Orthopädie und Sport. Derzeit studiert sie im Masterstudiengang Angewandte Ethik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Karl-Franzens-Universität in Graz. Sie hat eine Vorliebe für Berge, Sprachen und Literatur.



Foto: privat

Mein Kind, die Bremse

Gedanken einer voll berufstätigen Wissenschaftlerin – und Mutter
Von Jennifer Brunner

*Tripp Trapp Stocke?! Inotyol und Dentinox?! BLW?! Die Vokabel sagen Ihnen was? Dann sind Sie wahrscheinlich auch Mitglied in einem Club, von dem ich nicht mal wusste, dass es *wirklich* einer ist: Sie sind also zu einem Elternteil, einer Mama oder einem Papa, geworden. Klar weiß man vorher, dass sich alles ändert mit der Geburt eines Kindes, aber nichts kann einen tatsächlich fühlen und verstehen lassen, was es heißt, ein Kind zu haben, bis es dann da ist. Und zwar immer.*

Die biografische Bremse

Das Folgende soll nicht vermitteln, dass Kinder – wie es als Gemeinplatz so schön heißt – kein „Geschenk“ seien. Die guten, fast glückseligen Momente voller Liebe, Nähe, Stolz gibt es. Die Tiefen sind dann auch mindestens genau so tief. All das war mir theoretisch bekannt und bewusst: Die Praxis lebt sich eben intensiv und anders. Was mich allerdings wirklich (be)trifft, ist der Umstand, dass viele mit der Elternschaft einhergehenden Veränderungen ein Verlangsamtes oder gar komplettes Ausbremsen der ganz eigenen, einem selbst ursprünglich irgendwann mal wichtigen, Lebensinhalte bedeutet. Ergänzen muss ich – wider Willens – *besonders für Frauen*. Nach wie vor sind es vor allem die Mamas, die sich und allem voran ihr beruflich Erreichtes oder auch ihre Ziele für die neu entstandene Familie aufopfern. In Österreich hat das Tradition und System: In meinem gesamten Bekanntenkreis, der natürlich um einige Mamas und Papas angewachsen ist, gibt es keinen einzigen weiblichen Elternteil, der mit Kindern im Alter von bis zu eineinhalb Jahren (wieder!) im Erwerbsleben steht. Besuchen die Kleinen dann schließlich Kindergarten oder Schule ist das klassische, häufig noch von den eigenen (Groß-)Eltern bekannte Modell, in welchem die Mutter voll und ganz für Heim & Herd zuständig ist, abgelöst worden von „Vater geht

arbeiten, Mutter kümmert sich um die Kinder – und geht auch arbeiten.’ Zumindest ein bisschen“, wie die *Wiener Zeitung* schreibt.

Jüngere Statistiken bestätigen die eigene Wahrnehmung: 2020 sind in Österreich 72,3% der erwerbstätigen Frauen mit Kindern unter 15 Jahren in Teilzeitarbeit, aber nur 7,3% der Männer. Das Gender-Gap ist ein reales, mannigfaches Phänomen und zwar eines, das ganz eng verknüpft ist mit der Entscheidung für Kinder. Dort, wo Frauen schwanger werden, reißt die Kluft so richtig auf. Kinder sind also ein Grund dafür, dass Frauen weniger arbeiten, „in der Teilzeit hängenbleiben“ (*Wiener Zeitung*), weniger verdienen und bestimmte Karrierestufen überhaupt nie erreichen. Mehr noch: Frauen übersteigen ihre männlichen Kollegen etwa in Studierendenzahlen gar (laut Österreichischer Hochschüler*innenschaft im Jahr 2020: 53% Studentinnen) und arbeiten dementsprechend für ihre Zukunft und ihre eigenen beruflichen Interessen, um anschließend nicht mehr anschließen zu können. Einen besonderen Nährboden dafür stellen der Wissenschaftsbetrieb bzw. die Hochschulen dar, wo es sogar einen eigenen Begriff für dieses Phänomen gibt: „Leaky Pipeline“ bezeichnet den Umstand, dass es zwar immer mehr Abschlüsse von Frauen gibt, aber im Vergleich dazu laut der eben genannten Quelle nur 23% Professorinnen (bzw. an technischen Unis gerade mal 9%). Die weiblichen Karrieren „versickern“: und zwar vor Gitterbetten, Bällebädern und Maxi Cosis. Es scheint, als würden die Mamas alles an den Nagel hängen (müssen), wofür sie sich Jahre vor der Familiengründung abgerackert haben.

Das macht Angst und ist sicher ein Grund für negative Geburtenbilanzen und einen demografischen Wandel hin zu einer Greisen-Gesellschaft in Österreich. Wer könnte es einem verübeln, sich da ganz bewusst gegen Kinder zu entscheiden?

Die systemische Fessel

An diesem Punkt gilt es nun klar zu differenzieren zwischen einem Auslöser (die Geburt eines Kindes) und den Ursachen für ein Problem. Zwar ist die Vermeidung einer Familiengründung zweifelsohne eine karriereförderliche Entscheidung; dass Erwachsene im gebärfähigen und -willigen Alter sich jedoch überhaupt diese Fragen stellen müssen, ist ein enormes systemisches Problem. Die strukturellen Ursachen sind wenig überraschend und durchaus bekannt: Zu wenig und zu kostspielige Kinderbetreuung (besonders für Kinder unter drei Jahren) ist dabei der ausschlaggebendste Faktor. Das fängt dabei an, dass es in nicht-städtischen Regionen – wenn überhaupt – nur eine Kinderkrippe gibt, wo man schon mal ein Jahr auf einen Platz zu warten hat, reicht über die Unmöglichkeit vom „Einstieg unterm Jahr“, und fehlender Flexibilität (Registrierung sieben Monate vor Beginn des Krippenjahres), bis hin zu wochenlangen Schließzeiten im Sommer oder ausschließlichen Halbtags-Betreuungsangeboten. Ein anderer Grund, der fast als naturgemäß dafür wahrgenommen wird, dass eben nicht der männliche Elternteil auf (Vollzeit-)Arbeit verzichtet, ist schlicht die Entscheidung für das höhere Gehalt. Die Zirkularität wird offenkundig: Die Mütter bleiben „zu Hause“, weil sie weniger verdienen und verdienen weniger, weil sie „zu Hause“ bleiben. Das sind Probleme, denen vor allem auf politischer Ebene zu begegnen wäre.

Anderer Art, aber mindestens ebenso ursächlich, wenn auch überraschender, sind die immer noch fehlende Akzeptanz und das Außenseitertum der Vollzeit arbeitenden Mutter. Dass ich eine 40-Stunden-Stelle angenommen habe, als mein Sohn gerade mal fünf Monate alt war, hat – neben einiger Wertschätzung – auch für viel Unverständnis gesorgt: *Wie kann einem Geld nur wichtiger sein als das eigene Kind oder Das Kind wird sicher einen Schaden nehmen, weil nichts kann dem Kind die Mutter ersetzen* hat es da z.B. geheißen und das trotz eines präsenten, äußert liebevollen Papas. Auch, wenn die Urteile nicht häufig derart negativ ausfallen, ist zumindest die Besonderheit dieses Modells durchwegs spürbar. So kann man als Mama auch nur dankbar sein für einen Partner, der sich nicht davon irritieren lässt, bei der Krippeneingewöhnung oder auf dem Spielplatz mal wieder der einzige männliche Elternteil zu sein.

Die Schönheit der Bremse

Es soll nicht nur schwarzgemalt werden: Vor einigen Jahren hat es Kinderkrippen in Österreich noch nicht mal gegeben und die Frau als Kinderhüterin war die Selbstverständlichkeit. Es gibt viele Bemühungen und Initiativen – ein praktisches Beispiel aus meinem Beruf ist etwa bezahlte Stillzeit – Mütter zurück an den Arbeitsplatz zu holen. Ebenso soll nicht übergeneralisiert werden: Natürlich wünschen sich auch viele Elternteile mehr Zeit mit ihren Kindern und nehmen die gesellschaftliche und finanzielle Anforderung, dass überhaupt „alle beide“ verdienen sollen/müssen nicht als Chance, sondern als immense Belastung wahr. Die Rufe nach einer höheren (auch finanziellen) Anerkennung der Betreuungsleistung müsste hier ebenso Gehör finden.

Nichtsdestotrotz wünsche ich mir eine Zukunft, in welcher beide Elternteile eine echte Wahl haben und ihre Kinder nicht als Bremse des eigenen Weiterkommens erfahren müssen. Bremsen sind Kinder sowieso immer: Wenn sie vorm Kanaldeckel stehen bleiben, um kleine Steinchen reinzuschmeißen; wenn sie beim „Kochen“ jedes Reiskorn einzeln in den Topf geben; wenn sie Kastanien sammeln; 176 Mal dieselbe Rutsche runterrutschen ... Nur als diese (durchaus positive) Art des Bremens, des Innehaltens, des Hinschauens und Spürens, des Fasziniert-Seins von der Welt möchte ich mein Kind erleben können.

Jennifer Brunner,
geb. 1987 in Bruck an der Mur,
Studium der Germanistik, Philosophie
und Sprachwissenschaft an der KFU
Graz. Seit 2012 *Denken+Glauben*-
Redaktionsmitglied, nach sieben Jah-
ren im Quartier Leech seit Okt. 2020
(doch noch) Universitätsassistentin
am Institut für Sprachwissenschaft.
Entdeckt Graz am liebsten laufend.
Jetzt sogar mit Kinderwagen.



Foto: privat

Fortschrittlich entschleunigt

Warum uns eine Reduktion der Geschwindigkeit weiterbringt
Von Judith Steiner

Denkt man beim Klang des Wortes *bremsen* nicht umgehend an *abanus sudeticus*, die Pferdebremse, mag uns in den Sinn kommen, die Geschwindigkeit zu reduzieren. Häufig wird damit verbunden, langsamer zu werden. Vielleicht abrupt und ruckartig, weil man zu schnell unterwegs war und mit erschrockenem Blick auf den Tacho das Bremspedal betätigt, um sich doch noch an eine vorgegebene Geschwindigkeitsbegrenzung zu halten. Wer umweltfreundlich per Drahtesel unterwegs ist, bremst möglicherweise, um an einer Ampel bis zur nächsten Grünphase zu halten oder anderen Verkehrsteilnehmer*innen auszuweichen, die wie aus dem Nichts auftauchen und einen vom Sattel zu katapultieren drohen. Als Bremsen werden umgangssprachlich wohl auch Menschen bezeichnet, die schnelleres Vorankommen zügeln – indem sie Entscheidungen infrage stellen oder kritisch durchleuchten. Ein Weitertun wird gedrosselt. Gründe dafür mögen gerechtfertigt sein, können aber auch aus Emotionen heraus entstehen – wie wir später noch sehen werden.

Weich, entschleunigt, ressourcenschonend

Viel weicher, emotional positiver und erbaulicher wird der Begriff des Bremsens jedoch, wenn er mit *Entschleunigung* in Verbindung gebracht wird. Entschleunigung wird in der Regel nicht per se mit Stillstand gleichgesetzt, vielmehr verbindet man damit Besinnung und Bewusstseinsbildung. Angesichts der aktuellen planetaren und gesellschaftlichen Entwicklungen scheint letztere überaus notwendig zu sein: Die Geschichte des Menschen baut auf Fortschritt durch Effizienz und Leistungssteigerung. Diese Parameter haben seit der „Erfindung“ des Rads dazu geführt, dass wir uns heute die Frage stellen, wie ein durch Menschenhand verursachter Klimawandel gestoppt oder zumindest reduziert werden kann – ja sogar muss. Die *Fridays-for-Future*-Bewegung fordert von der *Boomer-Generation*, dass aktiv gegen Klimawandel vorgegangen wird und somit die Hochleistungsgesellschaft, die zu Lasten der Umwelt arbeitet, gebremst und entschleunigt wird;

dass nach ethisch vertretbaren und damit auch ressourcenschonenden und nachhaltigen Prinzipien gewirtschaftet und gehandelt wird. Auch wenn politisch Verantwortliche teilweise zu vermitteln bemüht sind, dass Fortschritt und Vorankommen durch ökologisch schonende Handlungsweisen die Menschheit bremsen und mit Verzicht einhergehen, ist es realistisch und naheliegend, dass eben diese ökologische Entschleunigung wahren Fortschritt bringt.

Junge Menschen sind bereit, öffentliche Verkehrsmittel zu nutzen, die etwa im Vergleich zum Auto möglicherweise mehr Zeit in Anspruch nehmen, um vom Startpunkt ans Ziel zu kommen. Sie nützen diese Zeit aber auch intensiver zur sozialen Interaktion oder Wissensbeschaffung. Gleichzeitig, so könnte entgegnet werden, bremsen soziale Medien, überall und jederzeit verfügbare Informationen und allem voran ständige und ortsunabhängige Verfügbarkeit und Erreichbarkeit Menschen in ihrer Freiheit und fesseln sie an digitale Interaktion und häufigeres Aufgewühltsein. Alleinsein, in Kontrast zum Einsamsein, und Langeweile werden sukzessive aus dem Leben gedrängt. Umso wichtiger scheint es, dass Entschleunigung auch beinhaltet, nicht bedingungslos greifbar zu sein. Dadurch, dass eine Vielzahl an Menschen die Möglichkeit hat, jederzeit vernetzt zu sein oder ins Netz einer technologischen Abhängigkeit zu geraten, verlernen wir teilweise ein Grundvertrauen in uns selbst und andere Menschen, welches für zwischenmenschliche Interaktion jedoch unabdingbar ist.

Pandemische Fortschritte

Zu Beginn der Corona-Pandemie hatten Menschen mit einer neuen, beängstigenden (weil ungewohnten und unvorhersehbaren) Situation zurechtzukommen. Ein

neuartiges Virus, diese große unbekannte Variabel in einer heute auf Prognosen, Kalkulationen und Berechnungen aufbauenden Welt, verlangte von Menschen, sich auf andere zu verlassen und ungewohnt sozial zu sein. Es brachte Menschen, die daran gewöhnt sind, im Überfluss an sozialer Interaktion und in persönlicher Freiheit zu leben, dazu, einige Tage und Wochen ihres Lebens eingeschränkt und ohne konkreten Plan zu verleben. In Rekordzeit wurden hocheffiziente Impfstoffe entwickelt, studienbasiert geprüft und zugelassen, die es wohl ermöglichen, in Zukunft annähernd weiter zu leben wie bisher. SARS-CoV-2 hat die Menschheit – zumindest auf den ersten Blick – nicht gebremst, sondern entschleunigt und gleichzeitig Fortschritt gebracht. Zu Beginn der Pandemie, als Unsicherheit viele Menschen belastete, konnte man die gezwungenermaßen bedingte Entschleunigung gleichzeitig nutzen, um sich zu besinnen und sich ins Bewusstsein rufen, welche Werte und Ziele ein gelingendes Leben und Zusammenleben ausmachen und prägen. Die neue Situation einer überraschenden und unbekannteren Pandemie war retrospektiv die Möglichkeit, sich weiter zu entwickeln und fortzuschreiten.

Ja zur Stichelei, ja zum Gespräch!

Doch die Aufhebung der erzwungenen und angezogenen Lockdown-Bremse in der Anfangsphase schürte auch Ängste und Vorbehalte. Mittlerweile gibt es ein Mittel namens Impfung gegen diese Unsicherheit. Zugegeben ein Mittel, das im untersten Prozent, wenn nicht gar Promillebereich zu Komplikationen führen kann, den Menschen aber aus utilitaristischer Sicht ein sicheres Zusammenleben in Zukunft ermöglichen kann. Unter den Begriffen *Impfgegner*in*, *Impfleugner*in* und *Impfkritiker*in* werden jene Mitmenschen deklariert, die sich mittlerweile mehr oder weniger aktiv gegen ein solidarisches Zusammenleben mit Personen in Gesundheits- und Pflegeberufen stellen. All diese Personen grob als ignorant zu bezeichnen wäre aber nicht korrekt. Fortschritt durch Entschleunigung wäre es vielmehr, wenn diesen Menschen zugehört wird; wenn persönlich auf sie zugegangen wird, um Bedenken, Zweifel und Ängste zu verstehen. Eine Impfung, die evidenzbasiert Folgen einer Infektion durch SARS-CoV-2 drastisch vermindert, kann nach intensiver Betrachtung nicht der Grund sein, warum sich Mitmenschen verängstigt, eingeschüchtert oder zu Unrecht bevormundet fühlen und erschreckerweise nicht den Vergleich mit den Gräueltaten und der Unmenschlichkeit der Nationalsozialisten zu ziehen scheuen. Es bedarf wohl eines genaueren Blicks auf die Ursachen und Ursprünge unsachlicher Kritiken, von

Zweifel und allem voran von Ängsten: Was treibt Personen innerlich an, denen die wirksame und kostenfreie Lösung gegen das Problem einer Pandemie solches Unbehagen verursacht?

Ein Gespräch mit Menschen, die eine starke und starre Meinung gegen eine Impfung haben, mag ermüdend, ausweglos und belastend erscheinen und sein. Natürlich umgeben sich Menschen vorzugsweise eher mit Gleichgesinnten, mit denen ein produktives und konstruktives Miteinander emotional ergiebig und wohltuend ist. Genauso, wie Impfbefürworter von Impfgegnern aus Solidarität fordern, sich „dem Stich zu stellen“, so scheint es für ein friedliches Miteinander auch notwendig zu sein, Menschen, die Bedenken, Zweifel oder gar Ängste haben, zuzuhören und wenn möglich tiefer zu graben, woher diese Emotionen kommen. Vielleicht liegen diese Angst und Ohnmacht nicht an den Vorbehalten gegen effektive Therapien, sondern sind Symptom einer (zu) schnellen Gesellschaft.

Im intimen Freundes-, Familien- und Bekanntenkreis plädiere ich explizit dafür, Impfdebatten wenn möglich hintenan zu stellen, darüber zu stehen oder eben emotional tiefer zu graben, um die jeweiligen Menschen beim persönlichen Fortschritt zu unterstützen – indem Druck genommen und Entschleunigung ermöglicht wird.

Alle brauchen eine Bremse

All jene Menschen, die während der vergangenen zwei Jahren der Pandemie unter Ängsten, Zweifeln, innerlicher Unruhe und Depressionen leiden mussten sowie all jene, die natur- und geisteswissenschaftlich sowie organisatorisch aktiv mitgewirkt haben, um gegen das Windmühlenmonster namens Pandemie zu kämpfen und dies noch tun, sollen sich nicht gebremst fühlen. Vielmehr sollten sie besonders in der bevorstehenden Weihnachtszeit die Möglichkeit nutzen, (sich) zu entschleunigen um danach gestärkt fortzuschreiten.



Judith Steiner, geb. 1992 in Lienz in Osttirol, ist noch bis Jänner 2022 Heim- und Wirtschaftsleiterin im Studierendenheim der KHG und des AAI Graz und widmet sich danach neuen Aufgaben und Herausforderungen als Mutter. Sie hat Produktmarketing und Projektmanagement, Angewandte Ethik und Global Studies studiert.

Foto: privat

Einwürfe

Glauben
Von Florian Supé

Wie viel religiöse DNA steckt im Kampf gegen den Klimawandel? Kann Glaube mithelfen, die enthemmte „Maschine“ aufzuhalten? Als Poetry Slammer habe ich das ökologische Potential von Religionen untersucht. Auszüge dieses Texts stelle ich hier vor.

Es war einmal ein Planet. Auf dem wurden göttliche Samen gesät und erwachsen zu Tanz und Gebet. [...] Mächtig und zart, hart und biegsam war die Frucht all der Samen, aber vor allem eines – anpassungsfähig. [...]

Es war einmal ein Planet. Da gab es Menschen in ungezählten Farben und Gruppen, da brachen Geschichten aus den einzelnen Stämmen hervor, Rituale und auch Religion. [...]

Mit den Jahrhunderten abstrahierte sich der Glaube von Gott, er emanzipierte sich von der Religion und geglaubt wurde an andere Ideen. Geglaubt wurde zunehmend an die Maschine, mit der die Menschen sich die Welt untertan machten und die einigen in dieser Welt mehr gab als Gott oder der Weg zur Erleuchtung es je getan hatten. Das höhere Ziel war der Himmel, das Erreichen von Nirvana, das Ende von allem Irdischen, doch wie mit dem Irdischen umgehen, solange es noch da ist? Wie mit der Natur umgehen, wie mit den Menschen und wie mit der Maschine? Die Maschine war Wachstum, ein Kennzeichen des Lebens, das der göttliche Samen gesät hatte am Anbeginn der Zeit, doch der Planet wuchs nicht mit.

Was sagt der Wildwuchs an Blättern dazu, was sagen die Heiligen Schriften? Nach sechs Jahren, in denen das Feld bestellt wurde und der Weinberg beschnitten, sollst du ein Sabbatjahr einlegen, du sollst die Früchte ruhen und liegen lassen für die Armen und für die Regeneration der Natur selbst. Diese sechs Erntejahre haben wir weit überschritten, und auch das eine Sabbatjahr 2020 hat nicht gereicht, wenn alles weitergeht wie zuvor. [...]

Religionen sind mehr als nur ein Set von Regeln, eine Ansammlung von Moralgerüsten, die festlegen, wie wir mit der Welt umgehen sollen. Darüber hinaus sich über mangelnde Moral zu entrüsten, sind Religionen in ihrem Wesen auch Glauben und Streben. [...]



Ein Projekt des
Afro-Asiatischen
Instituts Graz

Um relevant zu bleiben, muss Religion Antworten finden. Religion muss Antworten finden auf die großen Fragen der Zeit, und ich hoffe – nein, ich glaube – dass auch die theologische Antwort auf diese größte Frage unserer Zeit nicht sein kann, die ökologische Katastrophe einfach geschehen zu lassen, die wir Menschen durch unser Streben gerade verursachen.

Um relevant zu bleiben für diese Welt, die so anders ist als vor Jahrtausenden und in vielerlei Hinsicht doch so gleich, muss Religion so anpassungsfähig sein wie die Schöpfung selbst. Anpassungsfähig wie das Leben, das nicht sein Selbstverständnis und seine Prinzipien verrät – Bewegung, Stoffwechsel, Vermehrung, Wachstum – aber sie stets so auslegt, dass sein Fortbestand gesichert ist.

Es ist beinahe unmöglich, eine Maschine zu stoppen, die so tief mit dem verwoben ist, was wir Menschen sind und tun und was wir zu glauben bereit sind. Solange es Leben gibt, wird es Bewegung, Stoffwechsel, Vermehrung, Wachstum geben, aber die Richtung und die Definition dieser Dinge können neu bestimmt werden.

Es ist beinahe unmöglich, die Klimakatastrophe noch aufzuhalten. [...] Doch wenn wir überleben wollen, müssen wir an Veränderung glauben, denn Glaube versetzt angeblich Berge. Der Glaube an den Fortschritt und die Kraft des Menschen, dem diese Erde untertan ist, hat mit Baggern und Bohrungen, mit Muskelkraft und Ingenieursgeist Berge versetzt, doch jetzt gilt es, einen anderen Berg zu versetzen. Den Berg einer gemeinsamen Aufgabe, die wir schaffen können, wenn wir gegen jegliche Vernunft daran glauben.

Es war einmal ein Planet, auf dem Glaube Macht war. Macht uns glauben!

Hinweis: Den originalen Poetry-Beitrag finden Sie in voller Länge auf [Youtube](#).



Foto: privat

Florian Supé,
1994 geboren und aufgewachsen in Graz. Masterstudium der Global Studies in Graz, Bachelor Russisch und Geschichte, Poetryslammer und Umweltaktivist.

Owa vom Gas!

Von Harald Koberg

Der Zusammenbruch der Gesellschaft wird popkulturell immer beliebter und vor allem für die jungen Generationen immer realer. Der Glaube an die Notbremsung schwindet.

In Jim Jarmuschs Zombie-Komödie *The Dead Don't Die* ist der Umgang mit der Apokalypse eine Generationenfrage. Während Bill Murray als Polizei-Chef Cliff Robertson lange nicht zu realisieren scheint, dass sich die Menschen in seiner verschlafenen Heimatstadt tatsächlich in Zombies verwandeln, ist die Sache für seinen jüngeren Kollegen Ronnie Peterson (Adam Driver) klar: Zombie-Apokalypsen sind für Konsumentinnen und Konsumenten moderner Pop-Kultur ein alter Hut. Baseball-Schläger hervorkramen, Türen verbarrikadieren und überleben so lange das machbar ist.

Die fantastischen Apokalypsen weichen in den letzten Jahren aber mehr und mehr den realistischeren Dystopien. Die Serie *The Handmaid's Tale* erzählt einem begeisterten Millionenpublikum von einer nahen Zukunft, in der globale Krisen in einem Teil der USA eine radikal religiöse, patriarchale Gesellschaft entstehen haben lassen, in der die wenigen noch fruchtbaren Frauen von privilegierten Ehepaaren vergewaltigt und ihrer Kinder beraubt werden. Im Videospiel *Watch Dog: Legion* erheben sich Bürgerinnen und Bürger von London gegen ein Regime, das – in Reaktion auf einen Terroranschlag – Rechtstaatlichkeit und Freiheit durch totale Überwachung ersetzt hat. Und diesen Herbst dominiert mit *Squid Game* eine koreanische Serie den digitalen Unterhaltungs-Kosmos, in der Verliererinnen und Verlierer des kapitalistischen Systems auf Leben und Tod um eine gigantische Geldsumme spielen.

Die Szenarien der Zukunftserzählungen werden also plausibler und/oder weniger subtil in ihrer Kritik bestehender Verhältnisse. Beunruhigend wird diese popkulturelle Faszination für einstürzende und eingestürzte Gesellschaften, wenn man sie etwa mit aktuellen Jugendstudien in Verbindung setzt. So gaben in einer groß angelegten, internationalen

Studie 75 Prozent der Befragten 16- bis 25-Jährigen an, sich vor der Zukunft zu fürchten. 65 Prozent fühlten sich von ihren Regierungen im Stich gelassen. Und 56 Prozent meinten, die Menschheit sei – wohl in ihrer aktuellen Form – nicht mehr zu retten. Derart pessimistische Zukunftsvisionen – sie finden sich nicht nur in Studien, sondern auch in Praxiserfahrungen der Jugendarbeit – müssen Besorgnis erregen und rücken dystopische Erzählungen in ein anderes Licht.

Bereitet sich die junge Generation also tatsächlich schon auf die Zeit nach dem System-Crash vor? Nein. Dafür gibt es bislang keine klaren Indizien. In akzeptiertem Widerspruch zu ihrem Wissen über den Zustand des Planeten träumen viele junge Menschen auch heute von erstaunlich konservativen Lebenswegen. Aber ihr Vertrauen in die aktuellen Systeme ist gefährlich inexistent. Sie sitzen ganz hinten in einem Bus, der auf eine Klippe zurast. In der letzten Reihe treffen sich in alter Autobus-Tradition zwar die Coolsten, aber die werden vorne nicht gehört. Ein Teil von ihnen schreit „Bremsen!“, während im vorderen Teil darüber diskutiert wird, unter welchen Umständen es denkbar wäre, den Fuß vom Gas zu nehmen. Aber die Mehrheit – und das ist besonders tragisch – hat am Schreien das Interesse verloren. Dabei verstehen sie die Sache mit der Klippe durchaus. Sie glauben nur nicht mehr, dass sich etwas ändert, also fokussieren sie sich stattdessen auf ihre eigenen Bedürfnisse.

Man kommt schwer um den Eindruck herum, dass die Faszination für Dystopien in vielen Fällen von Fatalismus getragen wird. Das Gefühl, ohnehin nichts ändern zu können, ist omnipräsent. Die Weltenretter-Geschichten von früher verlagern sich ins Fantasy-Genre. Und wer noch Energie für erzählerischen Realismus übrig hat, hat die Wahl zwischen Teenie-Drama, Krimi oder den ästhetisierten, fiktiven Wracks hochentwickelter Gesellschaften.



Foto: mrFoto

Harald Koberg, geb. 1984 in Graz. Studium der Philosophie sowie Volkskunde und Kulturanthropologie an der KFU Graz. Arbeitet als Medienpädagoge, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Frisch gemachte Limo beim Wasserfest im PARADISE L. Foto: Potočnik

„MIT DIR MÖCHT ICH BADEN GEHEN ...“ – WASSERFEST RUND UM DIE LEECHKIRCHE

Umweltbewusstsein mit Lebensfreude zusammengebracht – ja, das haben wir mit unseren Studierenden und gemeinsam mit vielen anderen „Playern“ beim nachhaltigen und bunten Fest „Wir feiern das Wasser!“ in der grünen Begegnungszone PARADISE L. rund um die Leechkirche. Nach Wasserinfos, Snacks, Mitmachstationen, einem Wasser-Talk mit den Ingenieuren ohne Grenzen u.v.m. setzten die Bands *banki moon* und *Viech* den poppigen Deckel auf das sinnvolle Wasserwerk drauf: „mit dir möchte ich baden gehen“ (© *Viech*) hallte es von der Bühne vor der stimmungsvoll erleuchteten Bühne durch die Nacht. *Kleiner Tipp*: Wer nachträglich ins Wasserfest eintauchen will, kann dies am Youtube-Kanal „KHG Graz“ tun!

Florian Traussnig



Die Band *Viech* vor der abendlichen Leechkirche. Foto: Neuhold/Sonntagsblatt



Querfeldein mit den (neuen) Studis unseres KHG-Heims unterwegs. Foto: Rutter-Wrann

KAISERWETTER, KLAMM & KUNST – UNSERE KHG-SEMESTERSTARTTAGE

Rauf und runter ging es heuer bei unseren KHG-Semesterstarttagen! Bei Kaiserwetter machten sich 40 neue Heimbewohner*innen aus zehn Nationen mit uns auf, die nähere Umgebung von Graz (Kesselfallklamm) zu erkunden und einander besser kennenzulernen. Bei einer Führung vom *steirischen herbst* durch das Annenviertel wurde auch uns Alteingesessenen viel Neues gezeigt und erklärt – und ja, den poppigen Ausklang des Wasserfests haben wir uns nicht entgehen lassen!

Barbara Rutter-Wrann

SOVIEL TALENT UNTER EINEM DACH! MUSIK-MATINEE IM QUARTIER LEECH

Alte Gesichter, neue Gesichter, müde Gesichter, muntere Gesichter: Ein buntes Publikum versammelt sich an einem Sonntagvormittag im Quartier Leech. Und mindestens so bunt wie die Gäste ist das Musikprogramm, für das wir alle da sind. Innerhalb von nur einer Stunde werden wir von der Klassik ins Moderne geführt, erklingen nach Mozart zwei eigene Kompositionen, bläst die Klarinette zwischen Streicher und Klavier hindurch. Schön ist vor allem, dass all dieses Talent in der KHG einander gefunden hat, wodurch wunderbare Duette und noch schönere Freundschaften entstehen. Wer dabei war, kann es bestätigen: Ein – einmal mehr von der KHG Community geförder – Konzert, bei dem die Musiker*innen so viel Spaß haben, ist doppelt so schön! Und da zeigt sich dann, dass Musik wie wenig anderes die Gefühle auf die Zuhörenden übertragen kann: Alt, neu, müde oder munter – am Ende strahlt auf jedem Gesicht die Freude und die Bewunderung. Zeit, nun auch den Magen mit dem traditionellen Brunch zu verwöhnen!

Annelies De Meulenaere



„KHG has got talent“ – unsere Musiker*innen. Foto: de Meulenaere

ALLES GUTE, CHRISTINE GOLDS!

Fünf Jahre hatte Christine Golds im KHG-Heim gewohnt und sich in der Katholischen Hochschuljugend und in verschiedenen anderen Bereichen ehrenamtlich engagiert, bevor sie im Herbst 2019 als Mitarbeiterin in Sekretariat und Verwaltung in das Quartier Leech zurückkehrte. Dass sie viele Menschen im Heim und der KHG-Community bereits kannte, erleichterte ihr sicher den Start ganz wesentlich. Für uns war es jedenfalls ein großer Gewinn, dass sie bereits gut vernetzt war und den KHG-Spirit nicht nur vom Hörensagen kannte. Neben ihrer Arbeit im QL-Office hat Christine Golds inzwischen ihr Studium abgeschlossen und absolviert bereits ihr Pastoralpraktikum im Seelsorgeraum Graz-Südost. Für ihre verlässliche und engagierte Arbeit in unserem Office, für ihre freundliche und zuvorkommende Art, Menschen zu begegnen und sich um ihre Anliegen zu kümmern, darf ich ihr als Hochschulseelsorger im Namen des KHG-Teams aber auch vieler Studierender ganz herzlich danken und für ihre berufliche und private Zukunft alles Gute und viel Segen wünschen.

Alois Kölbl



Christine Golds. Foto: privat

STUDIENZEIT „RELOADED“ VORSTELLUNG LIDIJA VINDIS-RÖSLER

Hallo, mein Name ist Lidija und ich bin (ziemlich) neu hier! Mein Ausbildungsweg führte mich nach der Matura im slowenischen Ptuj nach Graz, um hier das Studium der Europäischen Ethnologie anzugehen. Schon damals fand ich an der KHG einen Raum des offenen Diskurses und des interdisziplinären Austausches vor: Die Treffen der PRO SCIENTIA-Gefördertengruppe waren stets anregend und die Bischof Johann Weber-Stiftung eine wichtige Unterstützung auf meinem Lebensweg. Für die KHG habe ich gemeinsam mit Hochschulseelsorger Alois auch eine Exkursion in mein Heimatland Slowenien geleitet. Nach den Tätigkeiten bei *himmlisch urlauben* sowie dem Diözesanen Krisenstab darf ich nun hinter die administrativen Kulissen des Studentenheims blicken und bin im Verwaltungsbüro der KHG an zwei Wochentagen beschäftigt. Ich freue mich über die sehr dynamische, abwechslungsreiche und interkulturelle Arbeit. Oft fühle ich mich in meine Studienzeit zurück versetzt und bin den Studierenden gerne behilflich!

Lidija Vindis-Rösler



Lidija Vindis-Rösler. Foto: Schiffer

DAS KHGc-BIOPIC: BRIGITTA KUNISCH

„Nächtelange Diskussionen!“ – das (und interdisziplinären Austausch, produktive Konfrontation mit Kunst, lebenslange Freundschaften und das starke Engagement in unserer KHG Community ...) verbindet die 1953 im oberösterreichischen Kirchdorf geborene Pädagogin sowie promovierte Juristin Brigitta Kunisch mit ihrem „Studi“-Leben im KHG-Heim in den 70er Jahren. Durfte sie ihren Mann Karl damals nicht in der Leechkirche heiraten, freut es sie heute besonders, dass der Raum rund um diesen Ort zu einer beliebten, offenen Begegnungszone geworden ist und die KHG jungen Menschen in völlig anderen Zeiten weiterhin weltoffene Angebote macht. Eine Message für die mit straffen, verschulten Kurrikula konfrontierten Studierenden unserer Tage schält sich aus der ereignisreichen Vita der am Privatgymnasium Sacré Coeur als Professorin für Englisch und Mathematik sowie ein Jahrzehnt lang als Direktorin wirkenden Hofrätin heraus: Nämlich, dass bedächtiges Studieren über viele Semester nicht zu verlorener Lebenszeit führt, sondern durchaus bereichernd für sich und andere sein kann. Danke, Brigitta!

Florian Traussnig



Brigitta Kunisch. Foto: privat



Felix Wieselmann. Foto: privat

WELCOME & GOODBYE! SAGT ZIVI FELIX

Hallo! Mein Name ist Felix Wieselmann, ich bin 19 Jahre alt und seit Oktober Zivildienstler der KHG, bei der ich schon in den ersten Tagen wie in einer kleinen Familie aufgenommen wurde. Leider werde ich diesen Platz nur für drei Monate vertreten, da ich einen Teil meines Zivildienstes schon absolviert habe. In meiner Freizeit mache ich sehr gerne Sport, treffe mich öfters mit meinen Freunden, mit denen ich auch unter anderem Squash spiele oder Bouldern gehe. Außerdem spiele ich leidenschaftlich Tennis in einem Verein. Da ich seit heuer Betriebswirtschaftslehre studiere, lebe ich seit einigen Monaten in einer kleinen Wohnung in Graz. Auch wenn es nicht ganz leicht ist, Studium und Zivildienst zu vereinen, bin ich äußerst glücklich, die restlichen Erfahrungen meines Zivildienstes bei so einer herzlichen und entgegenkommenden Stelle zu machen, die mir tolle Werte vermittelt!

Felix Wieselmann

spezielle gottesdienste



RORATE IM ADVENT

MI 1. DEZ, 6:30 | Franziskanerkirche, Franziskanerplatz 14
Gestaltet von KHJ und Theozentrum

RORATE IM ADVENT

MI 15. DEZ, 6:30 | Franziskanerkirche, Franziskanerplatz 14
Gestaltet vom Priesterseminar

RORATE IM ADVENT

MI 22. DEZ, 6:30 | Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3
Gestaltet vom Forum Glaube Wissenschaft Kunst

GOTTESDIENST IN DER JUSTIZANSTALT KARLAU

SO 23. JAN, 7:30

Einen Gottesdienst gemeinsam mit den Insassen feiern

Information, Anmeldung: patka@khg-graz.at

Aufgrund der sich laufend verändernden COVID 19-Situation kann die Teilnahme am Gottesdienst abgesagt werden. Bitte aktuelle Informationen von unserer Homepage entnehmen.

spirituelle angebote



TAIZÉGEBET IN DER STIEGENKIRCHE

jeden letzten DI im Monat 19:00 | Sporgasse 23a

EUCCHARISTISCHE ANBETUNG IN DER LEECHKIRCHE

jeden FR 20:10 | Zinzendorfsgasse 3

MIT DER BIBEL IN DEN ADVENT – GUIDED PRAYER WEEK

MI 8. – MI 15. DEZ

Begleitung: Sr. Maria Patka, P. Wolfgang Dolzer, Sr. Gertraud J. Harb, Barbara Rutter-Wrann

Information, Anmeldung: patka@khg-graz.at

MAGIS-GRUPPE

Auf der Suche bleiben – das persönliche MEHR entdecken
Raum für Gespräch, Inspiration und Gebet

Information über Termin & Ort, Anmeldung: patka@khg-graz.at

KATHOLISCHE KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein um die Unterstützung unserer Arbeit.

Herzlichen Dank!

Katholische Hochschulgemeinde Graz

Stmk. Bank u. Sparkassen AG

Kto-Nr: 03300 700 543

BLZ: 20815

IBAN: AT312081503300700543

BIC: STSPAT2G

Verwendungszweck:

DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN + GLAUBEN

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

Chefredaktion:

Florian Traussnig

Redaktionsteam:

Jennifer Brunner

Agnes Hobiger

Julia Jochum

Harald Koberg

Helga Rachi

Natalie Resch

Anton Tauschmann

Jörg Wilkesmann

Medieninhaber und Herausgeber:

Katholische Hochschulgemeinde Graz

Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz Tel.

0316 / 322628

www.khg-graz.at

Layout und Satz:

Wolfgang Rappel

Druck:

Universitätsdruckerei Klampfer,

St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

Soweit es möglich war, hat die Redaktion die urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber/innen von Bildrechten werden gebeten, sich unter traussnig@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: traussnig@khg-graz.at

Coverfoto:

Andreas Heller, Ohne Titel (Detail), 2021.

Foto: Lena Prehal

Die stärkste Privatbank Österreichs

Das Bankhaus Schelhammer & Schattera und die Capital Bank verschmelzen zur stärksten Privatbank Österreichs.

Wir verbinden Finanzstärke mit Innovation und Nachhaltigkeit. So bewahren wir das Gestern und schaffen neue Werte für die Zukunft.



WIR BITTEN UM IHRE HILFE!

In der Pandemie unterstützen wir Studierende sowohl psychisch als auch materiell:

durch seelsorgliche Gespräche, das Zur-Verfügung-Stellen von Quarantäne-Paketen im Studierendenheim und die Erledigung von Einkäufen, finanzielle Mittel zur Deckung der Wohnungskosten sowie Jobs für Online-Veranstaltungen.

Zur Unterstützung der Arbeiten für und mit unsere(n) Studierende(n), die wir aktiv betreuen, bitten wir um Ihre Mithilfe!

Spenden erbitten wir auf das Konto
(Betreff: Spende an KHG, KST 40):

Katholische Hochschulgemeinde Graz
IBAN: AT31 2081 5033 0070 0543, BIC: STSPAT2G
(Stmk. Bank und Sparkassen AG)

HERZLICHEN DANK!



what's up!



Foto: Potocnik

WANDERUNG AM WEIHNACHTSTAG

FR 24. DEZ, vormittags

Für alle, die zu Weihnachten nicht nach Hause fahren können.

Information, Anmeldung: hochschulseelsorger@khg-graz.at



Foto: pixabay

WE WANT YOUR VOICE!

Probe jeweils MO, 19:00

Neue Sänger*innen für den KHG-Chor sind jederzeit herzlich willkommen!

Chorleiter, Information, Kontakt: **Tobias Mistelbauer,**

t.mistelbauer@gmx.at

QL-Veranstaltungssaal, Leechgasse 24



Foto: Taizé-Treffen

FAHRT ZUM TAIZÉ-TREFFEN NACH TURIN

DI 28. DEZ 2021 – SA 1. JÄN 2022

Information, Anmeldung: patka@khg-graz.at



Alfred Lenz, Blauer Fleck, 2019.

ALFRED LENZ: „Blauer Fleck“

DI 18. JÄN 2022, 19:30

Ausstellungseröffnung

QL-Galerie, Leechgasse 24

(Zu sehen bis SO 20. FEB)



Foto: privat

JOURNALISTISCHE SCHREIBWERKSTATT FÜR „STUDIS“

FR 21. JAN 2021, 10:00 – 16:00 (Anm.: findet bei Bedarf online statt!)

Der Theologe und journalistische Insider **Henning Kligen** gibt Praxistipps für das Verfassen von (akademischen) Texten

Anmeldung: traussnig@khg-graz.at

QL-Veranstaltungssaal, Leechgasse 24

In Kooperation mit der Katholischen Medien Akademie



Foto: Erjautz

MANFRED ERJAUTZ: „The Echo of Things“

MÄRZ 2022 (Aschermittwoch!)

Ausstellungseröffnung

QL-Galerie, Leechgasse 24 | KULTUM, Mariahilferplatz 3

(Zu sehen bis Ende APR)

bremsen

wachstumsbremse –
fürchtet die ökonomin
dampfbremse –
braucht der häusbauer
vollbremsung –
spüren die unfallbeteiligten
fliegende bremsen –
mag fast niemand
ausgebremst –
werden wir fast alle mal
wir mögen bremsen oft nicht –
und doch brauchen wir sie irgendwie

Florian Traussnig, Chefredakteur

Entsprechend der sich laufend ändernden Covid19-Situation finden Sie die aktuellen Veranstaltungsinformationen auf unserer Homepage. Infos und Überblick über weitere Veranstaltungen finden Sie unter khg-graz.at, facebook.com/khggraz und www.instagram.com/khggraz